



Aus Mutters Kindheit.

Von

Lisa v. Engelhardt.

Mit 5 Illustrationen von Anna v. Wahl.



Niesky 1883.

Verlag von C. G. Hoberg.

Meiner lieben Tochter

Elisabeth

gewidmet.

Est.



6246
A5880

Allerlei alte Geschichten.

„Liebes Mütterchen, erzähl' mir was,“ sagte Elisabeth, und setzte sich so recht bequem auf dem Sofa zurecht. „Es ist solch' schöne Dämmerstunde zum Plaudern und Erzählen.“

Was soll ich Dir denn erzählen, Du kleine Schmeichekage! sagte die Mutter; ich habe Dir ja schon alle Geschichten, die ich irgend weiß, zum besten gegeben.

„Aus Deiner Kindheit, Mütterchen, recht viel und lang und ausführlich, damit ich ganz genau weiß, was Du als Kind erlebt hast — davon hör' ich am liebsten und kann nie genug davon hören! Was ist denn das allererste von Dir selbst, dessen Du dich erinnerst?“

Wenn ich recht nachdenke, sagte die Mutter nach einer Pause, so ist es ein Erlebnis, bei dem ich nicht volle drei Jahre gezählt haben kann.

„Was für ein Erlebnis? ein schönes?“

Eine Freude und eine Enttäuschung zugleich — sagte die Mutter lächelnd — beides wie's für die drei Jahre paßte. Ich erinnere mich, daß unser Onkel Louis, der einzige Bruder unsrer lieben Mama, als junger Offizier,

mit silbernen Epauletts und Achselbändern, auf Urlaub kam, und wir Kinder jubelten allemal, wenn der blitzende Onkel in die Stube trat, denn er war sehr freundlich und lustig. Besonders war ich glücklich, wenn er mich hoch in die Luft, bis an den Kronleuchter fliegen ließ, und weiß, daß es mir dann so wunderbar zu Mute war, wenn ich heruntergeslogen kam.

Eines Tages schenkte Onkel Louis mir ein rundes rotes Bonbon, das hieß boule de gomme und entzückte mich dermaßen, daß ich mich an dem durchsichtigen roten Ding nicht satt sehen konnte, mich lange nicht entschließen mochte, es in den Mund zu stecken, und mir vornahm, wenn ich es einmal thue, den halben Tag daran zu saugen, um es recht zu genießen, denn was so reizend ausah, mußte doch wohl ganz köstlich schmecken.

Endlich entschloß ich mich, den Hochgenuß zu beginnen — machte zu diesem Zwecke meinen Mund feierlich weit auf, steckte das boule de gomme ebenso feierlich tief hinein, machte den Mund zu, — und — rutsch! war es hinuntergeglitten, ohne daß ich Zeit gehabt hätte zu merken, welchen Geschmack das Kleinod hatte! Nur ein schwacher süßlicher Nachgeschmack versicherte mich, daß es köstlich gewesen sein mußte.

Mein Jammer kannte keine Grenzen; ich machte die verzweifeltsten Anstrengungen, um meinen verlorenen Schatz wieder zu bekommen, und steckte mir meine kleine Hand tief in den Mund — alles vergebens! Meine Mama und der Onkel traten ins Zimmer, sahen

mein wunderliches Gebahren, und ich wurde ordentlich ausgescholten für das Finger in den Mund stecken. Als ich erzählte, was ich, und wo ich es verloren, lachte der Onkel herzlich und versprach mir ein anderes boule de gomme. Aber, das tröstete mich nur halb, — und ob ich es bekommen, und wie es schmeckte, davon weiß ich nichts mehr, aber das verlorene werde ich wohl im Gedächtnis behalten bis an mein Lebensende, da ich es bis jetzt nicht vergessen habe.

So erzählte die Mutter, aber Elisabeth wollte dieses Erlebnis gar nicht recht gefallen.

„Ach, bitte, was anderes! wie Ihr alle zusammen Kinder wart. Erzählte Euch Eure Mama auch Geschichten, wie Du mir?“

Nein, mein Kind, dazu hatte unsre liebe Mutter selten die Zeit, sie hatte vieles zu thun, und nur selten konnte sie eine längere Plauderstunde mit uns jüngeren Kindern haben, doch fühlten wir uns immer gleichsam unter ihrem Auge, auch wenn sie sich nicht gerade mit uns beschäftigte. Kam es dann aber einmal vor, daß wir so ein richtiges gemütliches Plauderstündchen mit ihr hatten, dann war es auch köstlich.

Ohne Geschichten sind wir deshalb aber doch nicht geblieben, die erzählte uns unsre liebe Pflegeschwester Luise, die 17 Jahre älter war als ich. Was diese liebe Tante Luise als Waisenkind im Hause meiner Eltern an Liebe erfahren, das hat sie nach dem Tode unsrer lieben Mutter reichlich an uns Kindern wieder vergolten durch treue Liebe und mütterliche Pflege.

Aber zu der Zeit, von der ich Dir eben erzählen will, lebten noch unsere beiden Eltern, und es war ein glückliches, frohes Leben im Hause. Wenn wir am Tage artig gewesen waren, und die trauliche Dämmerstunde brach an, da hieß es: „Ach Luisechen, bitte, liebes Luisechen, eine Geschichte!“ und selten blieb die Bitte unerhört, sondern fast jeden Nachmittag krochen wir neben sie auf ein bestimmtes kleines Sofa, dessen Armlehnen von kleinen dicken, aus Mahagoniholz geschnittenen Engeln gestützt wurden, und das wir den „Geschichten-Divan“ nannten, und dort trug sie uns die herrlichsten Geschichten vor. Meistens erzählte sie uns auch aus den Büchern, die sie selbst gerade las, das eine oder andere, was sich für Kinder eignete. Ja aus einem Buch, das sie besonders liebte, und das sie selbst viermal gelesen hatte, daraus erzählte sie uns alle Jahre wieder was Neues, so daß wir schließlich beinahe die ganze Geschichte kannten, und doch kam es uns wie eine richtige Kindergeschichte vor, und ich war sehr verwundert, wie ich als großes Mädchen einmal hörte, es sei ein Buch für Erwachsene.

Dies Buch kam den Leuten, die es damals lasen, so rührend vor, daß alle dabei weinten, und ganz besonders Tante Luise, die noch jung war, und eine liebe alte Tante Julie, die zwar älter war, aber sich bis in das höchste Alter hinein ein jugendlich frisches und lebhaftes Herz bewahrt hatte.

Diese zwei sprachen einmal mit einander über dieses schöne Buch und gestanden sich ein, daß sie es beide

schon dreimal gelesen und allemal bitterlich bei den rührenden Stellen geweint hätten.

„Und wenn man's zum viertenmal liest, so muß man wieder weinen“ rief Tante Julie begeistert aus, „so schön ist es geschrieben.“

„Nein, Tantchen, zum viertenmal kann ich's lesen ohne zu weinen, ich kenne es nun schon so genau!“ sagte Luisechen entschieden und lachte dazu.

„Das glaubst Du?“ rief Tante Julie eifrig, — „nichts davon! Du weinst rettungslos auch zum viertenmal. Willst Du wetten?“

„Topp, ich wette!“ sagte Luise, die im Streit sehr eifrig werden konnte. „Aber worauf?“

„Auf einen Teller voll Kreppelkuchen“, sagte Tante Julie, — „die essen wir beide gern, und das wird uns gut thun nach der Rührung.“

„Die Rührung wird jetzt nicht eintreten“ — sagte Luise fest und ging zum Bücherschrank, um das Buch zu holen — „aber die Kreppelkuchen sollen mir deswegen doch gut schmecken.“ Sie setzte sich zum Lesen zurecht und schlug die bewußten Stellen auf.

„Eine Bedingung,“ sagte Tante Julie — „Du liest laut und machst keine Wippen mit Häuspfern und Schnauben und dergleichen. Kommt die Rührung über Dich, darfst Du sie nicht verleugnen.“

„Gut, mir ist gar nicht bange!“ lachte Luise und begann die Lektüre.

Es währte nicht lange, so thaten die rührenden Stellen wieder ihre alte Wirkung; Luise's Stimme

wurde unsicher, aber tapfer las sie weiter ohne aufzublicken. Einen Augenblick dachte sie an die Kreppelkuchen, und da zuckte ein Lächeln um ihre bebenden Lippen. Sie las weiter und weiter, — da war sie verloren! der zurückgedrängte Thränenstrom brach plötzlich gewaltsam hervor, und tief bewegt schloß sie das Buch und blickte nach der Tante hinüber. — Diese hatte ihr Strickzeug in den Schoß gelegt, und aus den blauen, sonst so muntern Augen strömten reichliche Thränen über ihr liebes, freundliches Gesicht. †

Wie sich die beiden so in die Augen schauten, und jede das tieftraurige Gesicht der anderen sah, fiel ihnen plötzlich ihr Teller voll Kreppelkuchen ein, und ganz erheitert fielen sie sich in die Arme und verlebten darauf eine sehr fröhliche Kaffeestunde, wobei die verwetteten Kreppelkuchen von ihnen beiden, sowie von der übrigen Gesellschaft unter viel Heiterkeit und Scherz mit dem besten Appetit verzehrt wurden.

„Erzählte Tante Luise Euch diese rührenden Stellen auch?“ fragte Elisabeth.

Nein, die bekamen wir nicht zu hören, sagte die Mutter, — ich habe sie als erwachsenes Mädchen später selbst gelesen; aber war es nun die Geschichte von der Kreppelkuchen-Wette, oder hatte ich ein weniger weiches Herz als die lieben Tanten, — kurz ich kam glücklich hinüber, ohne daß der Jammer mich erfaßte, — und das hat die gute Tante Luise mir nie recht vergeben können.

Ja, wir waren auch unerfättlich mit Geschichten hören wollen, grade wie ein kleines Mädchen, das ich nicht weit zu suchen brauche, — fuhr die Mutter fort, — und wenn Luise nicht mehr konnte, und wir doch gerade recht in Geschmack gekommen waren, dann liefen wir zu unserm alten, treuen Diener Feodor, der mit unsern Eltern die weite, weite Reise durch ganz Sibirien bis nach Amerika gemacht hatte, und ganz und gar ein Familienstück war. — Wenn der im Büffetzimmer saß und Messer und Gabeln putzte oder das Silberzeug polierte, stellten wir drei jüngeren Kinder Petje, Ferdi und ich uns ihm gegenüber hin, und plagten und bettelten: Ach, lieber Feodor, erzähl' uns eine Geschichte.

„Ja, meine Täubchen; ich kenne ja nur eine einzige Geschichte!“ sagte der gute Alte kopfschüttelnd.

„Nun, diese eine erzähl' uns!“

„Ja, meine Liebchen, aber sie ist schrecklich lang!“ — hieß es dann.

Um so besser! dann können wir lange zuhören.

„Ja meine Kinderchen, — aber sie ist so lang, daß ich schon weiß, ihr könnt sie nicht zu Ende hören.“

Ach, das schadet ja nichts, fang nur an, bitte, bitte, lieber Feodor, fang an!“

Und dann fing er an:

„Es war einmal ein Krebs, und dieser Krebs wollte in einen Brunnen kriechen, und machte sich dahin auf den Weg. Ja, seht mal, unser Krebs, der kroch nun, und kroch, und kroch, — und kroch, — und kroch —“

Aber wie lange kroch er denn? kam er nicht endlich einmal an? fragten wir.

„Nein, noch ist er nicht angekommen, noch ist die Geschichte nicht soweit,“ — versetzte Feodor unerschütterlich — „wollt ihr, daß ich weiter erzähle?“

Jawohl, jawohl! — aber laß ihn nur bald beim Brunnen ankommen.

„Nein, so schnell geht das nicht, ein Krebs ist ein sehr langsames Tier, und der Brunnen war sehr weit. Also unser Krebs der kroch, und kroch, — und kroch“ . . .

Und so ging es weiter mit dem größten Ernst, bis wir schließlich keine Geduld mehr hatten, und davon liefen. Dann mag der alte Schalk uns wohl mit schmunzelndem Gesichte nachgesehen haben, aber wir merkten es nicht, und einige Tage später trieb uns die Hörlust wieder zu ihm, und wir gingen wieder in derselben Weise auf den Leim.

Als wir größer wurden, und man uns nicht mehr so viel erzählte, halfen wir uns selbst und erfanden zusammen die allermunderbarsten Geschichten. Um ganz ungestört zu sein, begaben wir uns dazu ins Treibhaus, wo wir uns auf die unterste Bank setzten, auf welcher die Blumentöpfe standen, und abwechselnd trugen dann Onkel Petje, Onkel Ferdinand und ich die schönen Geschichten vor, worin wir selbst immer die Hauptrolle spielten.

Da wir immer mit den Worten anfangen: „Ich möchte, daß es so und so sei“ — so nannten wir dieses



Erzählen „Möchten machen“, und wenn dann eins von uns sagte: „Wollen wir Möchten machen?“ dann waren die andern stets bereit dazu, und man begab sich ins Treibhaus.

Aber so ganz friedlich lief es nicht allemal ab, denn die beiden Brüder gerieten sich zuweilen darüber in die Haare, daß der Erzählende sich unerhörte Heldenthaten zuschrieb, mit denen er das bedrohte Leben unsrer jungen russischen Bonne Politschka verteidigte und rettete. Das wollte der andere dann auch gethan haben und eh' man sich's versah, waren die beiden Ritter in eine Balgerei verwickelt, wobei die Pflanzen- und Ablegertöpfe unsrer Mama in der größten Gefahr schwebten. Der erste umfollernde Blumentopf brachte die beiden dann wieder zur Besinnung, denn lange dauerte ein solcher Zwist niemals. Dann sagte der angreifende Teil: „Aus Spaß, es war nichts!“ was bei uns ebensoviel bedeutete wie: Ich wollt', es wäre nicht geschehen! — und damit war der Friede wieder hergestellt und einträchtig sprangen wir von dannen, zum Treibhaus und aus unsern erdichteten Leiden, Freuden und Heldenthaten heraus und hinein in die wirkliche glückliche Welt, die uns im Elternhause umgab.

2.

Mutter erzählt von Tieren.

„Wie hieß doch der Hund, den ihr als Kinder hattet, Mutterchen?“ fragte Elisabeth.

Den weißen Pudel meinst Du? der hieß Liane, antwortete die Mutter.

„War der auch sehr klug, und konnte er Kunststücke machen?“

O ja, über den Stock springen, apportieren und dergleichen konnte er gut, und außerdem kam er uns Kindern wenigstens sehr klug vor. Einmal, da hat er es auch bewiesen, da hat er dem Onkel Peter das Leben gerettet.

„Zog er ihn aus dem Wasser, oder grub er ihn aus dem Schnee, wie die klugen Bernhardiner-Hunde, von denen Du mir aus „Herzblättchens Zeitvertreib“ vorläßt?“

Nein, das nicht, aber er mochte die nahe Gefahr besser verstanden haben, als der kleine Bursche von etwa 8 Jahren, der Onkel Peter damals war. Es wurde am Dache unsers Hauses irgend was repariert, und von Zeit zu Zeit warf man einen Balken oder sonst etwas vom Dache herab. Der vorwitzige kleine Bursche hatte sich zu nah ans Haus herangewagt und schaute voll Interesse den Arbeitern zu, ohne sich dadurch warnen zu lassen, daß hin und wieder etwas

vom Dache hinunterstürzte. Liane hatte ihren kleinen Herrn schon mehrmals ängstlich umsprungen, aber Petje verharrte in seiner Stellung. Da plötzlich kam Liane auf ihn zugesprungen, bellte ihn erst heftig an, dann riß und zerrte sie ihn am Rößchen von dem Platze fort, auf dem er stand, — und siehe! kaum war das Kind, durch den Hund gezwungen, ein paar Schritte vom Hause fortgegangen, als ein großer schwerer Balken, der wahrscheinlich schon einige Minuten dort oben geschwebt hatte, krachend an der Stelle zu Boden stürzte, wo eben noch der Knabe gestanden hatte. Du kannst Dir denken, wie sehr wir seitdem die treue Liane liebten, und ihre Klugheit bewunderten.

Eine andere kleine Geschichte von Liane hab ich im Gedächtnis behalten, die hat mehr unsre Heiterkeit als unsre Dankbarkeit erregt. Die will ich Dir erzählen.

Wir hatten jeden Sommer zu den Ferien den Besuch zweier Knaben, deren Vater mit dem unsrigen befreundet war, und die mit ihrem Lehrer, wenn die Schule geschlossen war, meist ein paar Wochen zu uns aufs Land kamen, um sich von der ungesunden Residenzluft zu erholen. Im Anfange kamen sie uns dann jedesmal etwas fremdartig vor, denn es waren eben Stadtkinder, und der jüngere Nix, welcher von unserm Alter war, erschien uns wie ein kleiner Herr mit seinem Spazierstöckchen und feiner Kleidung. Aber die frische, freie Landluft wirkte immer recht bald; nach ein paar Tagen war aller Residenzstaub von ihm

abgeblasen, und viele fröhliche Tage und Wochen verlebten wir mit diesen Kameraden.

Eines Tages nun langten sie wieder frisch aus der Stadt an, und da es Sonntag war, hatte Nix einen ganz besonders schönen breitkrempigen Hut auf dem Kopf, auf den er nicht wenig stolz war, einen zierlichen Spazierstock in der Hand, und so lustwandelte er sehr fein auf den Wegen und in den Alleen des Gartens, während wir immer wieder kreuz und quer ins Gras und in die Büsche sprangen. Wie wir nun grade alle neben einander am Ende der großen Lindenallee sind, Nix sehr fein und elegant in der Mitte, kommt plötzlich vom andern Ende der Allee her im rasenden Lauf Liane angerannt, springt von hinten an Nix herauf, packt ihm seinen prachtvollen Hut vom Kopf, stürmt in eben so großer Eile wieder denselben Weg zurück, und ehe ihr jemand den Hut entreißen konnte, war sie mit ihrem Raube in einem alten Schuppen verschwunden, der am Ende der Allee lag. Auf unser Geschrei und Geläufe nach dem also entwendeten Eigentum unseres Gastes, kamen noch mehrere Leute vom Hofe hinzu, und alle gaben sich die erdenklichste Mühe, Liane mit dem Hute zu finden, — alles umsonst! Spurlos war beides verschwunden, und die ganze Sache schien unerklärlich, — als plötzlich ein Gärtnerbursche ein freudiges, lachendes Jubelgeschrei erhob. Er hatte den Hut gefunden, — aber wo! und in welchem Gebrauch! — er lag in dem niedrigen Kellerraum des Schuppens und beherbergte drei junge

Pudelchen, die soeben das Licht der Welt — noch nicht — erblickt hatten, denn die Hunde kriegen das bekanntlich erst nach 9 Tagen zu sehen. Die kleinen Tierchen krabbelten unter und über einander in dieser eigentümlichen Wiege, und daneben lag die Mama und wedelte emsig mit dem kurzen Schwanzstumpf, den unsre Mutter „Lianes Pirzelchen“ zu nennen pflegte, und sah so bittend dazu aus ihren Augen, daß es klar war, sie wollte um Entschuldigung bitten für die unhöfliche Art, in der sie ihren Kleinen die notwendige Lagerstätte verschafft hatte. Diese wurde ihnen freilich nun nicht mehr streitig gemacht, denn der schöne Hut paßte jetzt nicht mehr auf Nixens Kopf. Viel wurde gelacht bei dieser Entdeckung, wir aber waren glücklich über die drei niedlichen Hündchen, und ihr Anblick versöhnte denn auch allmählich den entrüsteten Nix, der in gerechtem Kummer seine schöne Kopfbedeckung so mißbraucht sah.

„Erzähl' mir noch was von Tieren, die Ihr hattet, liebes Mütterchen!“ bat Elisabeth, die die Plauderstunde wieder ordentlich ausnutzen wollte, „was hattet ihr noch alles für Tiere?“

Verschiedene Vögel natürlich, — und dann hatten die Knaben ihre Pferde, aber das waren nur Fahrpferde, von denen sie wußten, sie gehörten ihnen, und in ein näheres Verhältnis traten wir nicht zu ihnen. Dagegen war eine Familie Meerschweinchen unser ganzes Entzücken. Wir bauten ihnen Häuser und Gänge im Garten, die sie aber nie recht respektieren wollten; und im Grunde genommen, sind es nicht sehr

kluge und schrecklich unsaubere Tiere, sie wurden deshalb auch ins Treibhaus und später auf eine kleine Insel verbannt.

Ich speciell hatte einen Sommer hindurch ein ganz pflichtreiches Leben mit kleinen verwaisten Schwälbchen, davon kann ich Dir noch zum Schluß erzählen.

Es muß ein sehr eierreiches Jahr gewesen sein, denn man fand fast jeden Morgen junge Schwalben aus den Nestern herausgefallen oder gestoßen, und die Nester ganz merkwürdig reich an Jungen. Mich dauerten diese armen Tierchen unbeschreiblich, und ich ging und sammelte sie mir in einen Korb und brachte sie nach Hause, wo ich mich sofort dran machte, an allen Fenstern Mücken und Fliegen zu fangen, sie an einen Federkiel zu stecken, und so die kleinen verhungerten Vögel zu füttern. Allmählich hatte ich so 6 bis 8 Findlinge bei mir aufgenommen und machte nun die Erfahrung, daß es ein ander Ding ist, einen freundlichen Entschluß zu fassen, und ein anderes, ihn auf die Länge durchzuführen.

Meine Schwalbenkinder gewöhnten sich bald an meine Pflege und waren sehr anspruchsvoll. Schon um vier Uhr morgens erhoben sie ein Gepiepe und Geschrei, daß meine Stubennachbarin, Tante Luise, sich sehr über die Ruhestörung beklagte, mir aber doch erlaubte, dieses Misl fortzuführen, unter der Bedingung, daß ich die übernommenen Mutterpflichten dann auch gewissenhaft durchführte, und meine Pfleglinge fütterte, wenn sie dessen bedurften. So mußte ich denn alle Morgen um 4 aus den Federn schlüpfen, und den

Hungrigen ihr erstes Fliegen- und Mückenfrühstück verabfolgen, das ich schon am Abend vorher zusammenge sucht und bereit gelegt hatte. Wenn ich dann den Deckel des Korbes öffnete, sperzten sie sofort alle 8 ihre Schnäbel auf, und ich mußte gut acht geben, daß jedes sein Teil erhielt, denn jedes Tierchen schob sein Köpfchen mit dem sperrweit geöffneten Schnabel vor. Wenn sie satt waren, wurden sie still und hielten dann noch ein Schläfchen und ich ebenfalls.

Mit den Nahrungsorgen allein war es aber nicht abgethan, es stellten sich bald auch Erziehungsorgen ein.

Mit Aufmerksamkeit betrachtete ich die andern Schwälbchen, welche, von den Eltern unterwiesen, ihre jungen Flügel im Fliegen übten. Auch meinen Pfleglingen waren allgemach die Flügel gewachsen, und ich beschloß das meinige zu thun, damit sie sie gebrauchen lernten. Von den 8 Schwälbchen waren zwar nur noch 5 am Leben, 3 hatte ich mit Schmerzen in meinem kleinen Garten begraben müssen.

Die 5 übriggebliebenen trug ich eines Nachmittags in ihrem Deckelkorbe auf den großen Rasenplatz vor das Haus hinaus und begann nun meinen Unterricht: Ich warf sie, eins nach dem andern in die Luft hinauf. Zuerst fielen sie ganz unbeholfen zu Boden, bald aber breiteten sie die Flügel zum Schutz im Niederfallen aus, darauf versuchten sie ein paar ängstliche Flügelschläge, die sie um einige Schritte weitertrugen, und schließlich schwangen sie sich ganz fröhlich ein gutes Stück in die freie Luft hinauf, kehrten aber doch bald

zur Erde nieder, wo ich sie dann einsammelte und ins Zimmer zurücktrug.

Mehrere Tage nach einander hatte ich diese Übungen fortgesetzt, und meine Schüler hatten gute Fortschritte gemacht.

Eines Tages hatte mein alter Großpapa, der Gymnasialdirektor und Provinzial-Schulinspektor war, meinem Treiben lächelnd und aufmerksam zugeschaut. Plötzlich rief er mich zu sich, und sagte mit strengem Ton:

Liebes Kind, ich muß Dich darauf aufmerksam machen, daß Du etwas treibst, was ich durchaus nicht dulden darf, denn ich bin von der Regierung angestellt, darüber zu wachen, daß dergleichen nicht vorkomme! Dabei sah er mich mit seinen großen Augen sehr ernst an. Ich stand vor Angst und Schrecken vor ihm und stammelte:

„Was denn, Großpapa? was hab' ich gethan?“

Liebes Kind, fuhr er in gleichem Tone fort, aber es zuckte ihm dabei um die Lippen und blinkte ihm in den Augen, — ich habe in der ganzen Provinz darauf zu achten, daß niemand sich als Lehrer oder Lehrerin in einem Fach benimmt, welches er nicht selbst beherrscht, es muß daher ein jeder vorher ein Examen in dem aushalten, was er andern lehren will. Nun sehe ich schon seit einigen Tagen, daß Du 5 jungen Schwalben Unterricht im Fliegen erteilst und es ist meine Amtspflicht, zu verlangen, daß Du selbst in dieser Kunst ein Examen bestehst. — Jetzt flieg mir einmal vor!

Als ich das hörte, atmete ich erleichtert auf und lachte den Großpapa an, denn nun sah ich, daß es bloß ein Scherz gewesen war. Er klopfte mir auf die Backen, und lustig sprang ich zu meinen Pflegekindern zurück. Dieses Mal kehrte mir das eine Schwälbchen, welches am besten fliegen konnte, nicht wieder; am folgenden Tage erhoben auch die andern sich hoch in die Luft, ich blickte ihnen mit Freude, Stolz und Wehmut nach, — wie sie immer höher in die blaue Luft stiegen, und bald waren sie unter all den andern Schwalben verschwunden, die sich freudig in den warmen Strahlen der Abendsonne wiegten. Mit meinem leeren Körbchen kehrte ich ins Zimmer zurück und ein paar verstohlene Thränen wischte ich mir von den Wangen, als ich den Korb fortstellte.

Als ich am nächsten Abend wieder auf dem Rasenplatz stand, kamen plötzlich zwei Schwalben ganz hart an mir vorbeigeflogen und kreisten dann noch einmal über dem Platze hin und her, darauf schwangen sie sich in die goldige Abendluft hinauf. Mein Herz klopfte laut vor Freude und Rührung, denn ich war fest überzeugt, daß es zwei von meinen Lieblingen gewesen, und bin es noch eben, — und getröstet ging ich schlafen.

3.

Mutter erzählt von allerhand Spielen.

„Was hast Du am liebsten für Spiele gespielt, als Du klein warst, Mutter? auch Puppen?“ fragte Elisabeth am nächsten Abend.

Freilich hab ich gern Puppen gespielt, erwiderte die Mama, aber so recht mein Lieblingspiel wollte es deshalb nicht werden, weil meine Brüder es nicht mit mir spielen mochten und ich ungern ohne sie spielte. Höchstens ließen sie das Puppenspiel in der Weise gelten, daß Petje erklärte, sie zwei seien Soldaten und zögen in den Krieg, um Vaterland, Weib und Kind zu verteidigen, und dann war ich das Weib, die Puppen die Kinder, — und die Ecke beim Ofen war das Vaterland. Dann mußte ich natürlich zu Hause bleiben, kochen und die Kinder besorgen und mit Angst und Sorge die tapfern Krieger erwarten, die in einer andern Ecke des Zimmers Heldenthaten vollführten. Aber allzulange hielt ich das nicht aus. Bald fragte ich an, ob ich nicht Marketenderin sein könnte und den Soldaten Erfrischungen bringen? — und dann dauerte es nicht lange, so zog ich mit ihnen in den Krieg und nahm an allen kühnen Zügen teil.

Im Winter veranstaltete Luise oft eine kleine improvisierte Vorstellung mit uns, lebende Bilder oder dergleichen, das beglückte uns sehr und regte dann später Onkel

Peter an, ähnliches zu unternehmen und die „Großen,“ d. h. Mama, Papa und Luise einladen zu lassen, sich die Vorstellung anzusehen. Er wählte dann gewöhnlich ein Gedicht, das wir grade gelernt hatten, und eine Scene aus demselben wurde aufgeführt. So erinnere ich mich, daß wir einmal Schillers „Alpenjäger“ darstellten. Onkel Peter war der Alte vom Berge und saß, mit einem Flachsbart am Kinn, auf einer Bank, die auf einen Tisch gestellt und mit alten Decken verhängt war. Ich war der Jäger und lauerte mit einer Flinte der Brüder hinter dem Tisch auf eine kleine Gemse, über die Petje in majestätischer Haltung die schützende Rechte hielt; diese Gemse war aber leider für die Zuschauer mit bloßem Auge kaum zu sehen, denn sie war ein fein^o geschnittes Tierchen, das oben auf einer Nadelbüchse von Luise saß. Als die Tante nach längerer Zeit ihre Nadelbüchse auf den Hochalpen entdeckte und den Zusammenhang erriet, teilte sie es den andern mit, und große Heiterkeit bemächtigte sich der Zuschauer.

Solche Vorstellungen kamen oft vor; aber Petje war damit nicht zufrieden, er wollte gern in Wirklichkeit etwas Merkwürdiges thun oder erleben, und in seiner lebhaften Phantasie kam es ihm dann auch so vor, als geschehe das mit ihm, was ihn grade besonders beschäftigte. Einmal hatte er von jemandem erzählen gehört, der für mondsüchtig galt, d. h. im Schlaf aus dem Bett aufstand, und an sehr gefährlichen Stellen ganz sicher vorüber spazierte, ohne etwas

davon zu wissen. Das war etwas für Petje. Er teilte mir, seiner stets andächtigen und ihn bewundernden Zuhörerin schon nachmittags im Vertrauen mit, daß er diese Nacht mondsüchtig sein werde, — es war zwar kein Mondschein, aber das schadete nichts.

Wir sagten wie gewöhnlich Gutenacht, während die Erwachsenen noch am Theetisch saßen. Heute war Besuch aus der Nachbarschaft da. Wir gingen zu Bett; Petje lag ein paar Augenblicke still da; — dann erhob er sich langsam und feierlich, nahm sein Bettlaken wie einen Schleppmantel über den Rücken, und wallte so in gemessenem Schritt, mit halb geschlossenen Augen durch unsere drei Kinderzimmer und wieder zurück. Mir wurde ganz gruselig. Auf alle Anreden und Fragen antwortete er nichts, und die Scheltworte und Drohungen unserer Bonne ließen ihn ungerührt. Nach einer Weile sagte er gebieterisch zum Stubenmädchen, das gerade durchging: Ruf Fräulein Luise! „Da ist Besuch, ich kann sie nicht rufen.“ Ruf Fräulein Luise! wiederholte der Nachtwandler ernst, — sage ihr, sie soll kommen; ich bin mondsüchtig.

Lachend ging das Mädchen davon, und bald darauf stand Luise auf der Schwelle. Sie war mit der Absicht gekommen, den Unart stracks ins Bett zu spedieren und ihm eine Portion Schelte mit auf den Weg zu geben, aber wie sie ihn mit seinem langen, weißen Talar so feierlich gemessen einherschreiten sah, im größten Ernst, da fing sie herzlich an zu lachen, was aber den Mondsüchtigen sehr beleidigte, und trieb ihn

dann schleunig ins Bett zurück, mit strengem Verbot, so was zu wiederholen. Später ist er denn auch nie wieder mondsüchtig gewesen.

Was man nicht aufführen konnte, wurde gezeichnet, und Dunkel Petje entwarf große Bilder, namentlich von Schlachten und Heldenthaten, von denen er hörte, und manche derselben scheinen sehr komisch gewesen zu sein, denn unsere Mama sammelte sie bisweilen ein und schickte sie dem Großpapa, der sich sehr über diese Bilder und ihre hochtrabenden Unterschriften, die der junge Künstler nicht einmal selbst schreiben konnte, amüsierte.

Eines Tages fand Mama eine Zeichnung liegen, die trug die Unterschrift: „Kampf der Türken und Christen unter Soliman und Zrini.“ Petje hatte zugehört, als die Erwachsenen ein Stück zusammen lasen, das Zrini heißt, und flugs ein Bild davon entworfen. Die Mama mußte hell auflachen, als sie es sah, denn die Türken hatten wahre Vollmondsgeichter und sahen sehr komisch aus. Sie legte die Zeichnung beiseite, mit der Absicht, sie dem Großpapa zu schicken. Als sie nach einigen Tagen darnach suchte, war das Bild verschwunden, sie konnte es nicht finden. „Petje, hast Du denn Deine Zeichnung genommen? ich wollte sie Großpapa schicken.“ „Nein, Mama, aber ich kann Dir gleich eine neue zeichnen,“ sagte er eifrig, und machte sich sofort an die Arbeit. Er war in solchen Spielen und Beschäftigungen immer mit Leib und Seele dabei, und versetzte sich ganz mit vollem Ernst hinein. Nach

kurzer Zeit brachte er der Mama die neue Zeichnung; aber wie erstaunt war sie, als die fetten, wohlgenährten Türken jetzt alle ganz abgezehrt und mager wie Ge-
 rippe aussahen. „Aber Petje,“ sagte sie, — „die Türken waren doch grade so dick und rund auf dem ersten Bilde, warum hast Du sie denn heute so jammer-
 voll gemacht?“ „Ja, sieh mal, Mama,“ sagte der kleine Mann mit ernster Miene, „es sind doch seitdem einige Tage vergangen, und unterdessen haben die Türken Solimans Tod erfahren.“ Dagegen war nichts zu sagen, in dem Stück stand es geschrieben, mit welcher Liebe die Türken an ihrem edlen Sultan hingen, und es war klar, daß sie sich seinen Tod sehr zu Herzen nehmen mußten. So bekam denn der Großpapa das Bild mit den mageren Türken, und die Erklärung dazu.

† i

4.

Ernste Zeiten.

„War es immer so froh und lustig bei Euch, Mutterchen?“

Nicht immer, mein Kind, obwohl ich hauptsächlich glückliche, helle Bilder in der Erinnerung habe. Aber einer ernsten, schweren Zeit entsinne ich mich gut; da

brach das Scharlachfieber bei uns aus, grade zur Weihnachtszeit, und vier von uns wurden gefährlich krank. Wir hatten zwei liebe kleine Schwestern, Nathalie, von drei Jahren, und Dorothea, anderthalb Jahr alt, die erkrankten gleich so heftig, daß man sah, der liebe Gott wolle sie zu sich nehmen. Am Neujahrstage starb Dorothea, und wenige Tage darauf die liebe, fröhliche Nathalie, und unsre armen Eltern mußten beide Lieblinge zugleich auf den Friedhof hinaustragen. Dort liegen sie in einer Gruft bei einander. Und während sie so die zwei jüngsten Kinder dem lieben Gott in Seine Vaterhand zurückgeben mußten, bangten ihre Herzen auch für ihre letzte Tochter, die ihnen geblieben, für mich, — denn auch ich lag, auf den Tod krank, mehrere Tage besinnungslos da. Ferdi, der mit mir im gleichen Zimmer lag, war nicht so gefährlich erkrankt.

Als ich dann allmählich zum Leben wiederkehrte, war ich so schwach, daß der Arzt es verbot, mir und Ferdi von dem Tode der beiden, von uns so geliebten Schwesterchen zu sagen, ehe wir uns in entschiedener Besserung befänden. Und da erinnere ich mich des traurigen Gesichtes und der verstopfenen Thränen unsrer treuen Luise, wenn wir, als es uns schon besser ging, allerhand Dinge ausschnitten, und sie baten, dieselben zu Nathalie und Dorothea zu bringen. Und der heiße Schmerz und Jammer, der uns beide erfaßte, als man uns dann endlich die traurige Wahrheit sagen mußte, hat gewiß auch das Herz unsrer armen, lieben Mutter

von neuem zerrissen; doch schloß sie uns fest in ihre Arme und dankte und lobte sicherlich, wenn auch unter Thränen, den Herrn und Vater im Himmel, der ihr diese zwei Kinder aus des Todes Rachen wieder zurückgegeben hatte.

Unser Bruder Petje blieb von der Krankheit verschont, obgleich er uns ein paarmal besuchte, als wir schon krank im Bett lagen.

„Ach Mutter, das war viel zu traurig, das kann ich nicht hören! und daß Ihr nun ganz ohne Schwesterchen wart!“

Ja, über ein Jahr lang waren wir ganz ohne ein kleines Schwesterchen, und sehr öde schien es uns. Unsere Eltern zogen im Laufe dieses Jahres von unserm eignen lieben Gute auf ein anderes, das Papa für einen Freund bewirtschaftete, und da sah für uns Kinder alles so ganz anders aus.

Vorher aber erlebten wir etwas sehr Wichtiges; wir bekamen eine Lehrerin.

Zuerst hatte nur Petje wirkliche Schule, ich war noch zu klein dazu, und sollte anfangs nur lernen still zu sitzen. Das war aber für mich das allerschwierigste, da ich nicht ohne Grund den Zunamen „Wildes Zicklein“ trug, weil ich kletterte und herumsprang, wo man mich am wenigsten vermutet hatte; eine halbe Stunde lang still auf einem Stuhle sitzen, war mir daher weit schwerer beizubringen, als das Einmaleins oder Lesen und Schreiben.

Ich erinnere mich noch sehr genau des Abends, wo Fräulein Streiter, unsre Lehrerin, ankam. Wir hatten noch nie im Leben einen Menschen anders als mit „Du“ angeredet, und alle Damen waren Tanten, alle Herren Onkel gewesen. Ich hatte mir auch weiter keine Gedanken gemacht, aber Petje nahm mich an dem Tage, wo Fr. Streiter ankommen sollte, beiseite, und sagte mit überlegener Miene: „Weißt Du was, Lisa, Lehrerinnen sagt man Sie.“

Das beschwerte mein Herz gewaltig, denn ich wußte nicht, wie man das anfängt, und ich beschloß daher aufzupassen, wie mein welterfahrener Bruder sich aus der Sache ziehen würde, und ihm dann treulich nachzuzahlen.

Endlich kam die Erwartete, und bald rief sie uns in ihr Zimmer, sie wollte mit ihren Schülern Bekanntschaft machen.

Auf ihre freundlichen Fragen wagte ich kaum zu antworten, denn das schwierige „Sie“ beunruhigte mich, — und so richtete sie ihre Fragen nun hauptsächlich an Petje. Wie spitzte ich die Ohren! Aber siehe da! mein weiser Herr Bruder konnte die feierliche Anrede auch nicht über die Lippen bringen, und anstatt „Sie“ sagte er immer nur „man“, was ich dann auch, meiner Absicht getreu, gleichfalls that, bis Fr. Streiter die Schwierigkeit, in der wir uns befanden, augenscheinlich bemerkte und uns freundlich sagte, wir sollen sie doch lieber „Du“ nennen. Doch das war gegen Petjes Vorstellung von einer Lehrerin, und er sagte drum

ganz entschlossen „Sie“, ich ihm nach nun ebenfalls. Mit einem ganz gehobenen Gefühl verließen wir das Zimmer, und ich merkte, daß es doch etwas ganz Besonderes sei, eine Lehrerin zu haben.

5.

Wie es den Kindern weiter erging.

Als wir wieder auf unser eigenes Gut zurückgekehrt waren, — erzählte die Mutter am folgenden Tage weiter, nachdem Elisabeth sich wieder so recht gemüthlich neben sie gesetzt hatte, — da wurde uns eines Tages angekündigt, wir würden nun auch einen Lehrer bekommen, der Petje Latein und andre kluge Dinge lehren sollte, die er wissen müsse, um dann in die öffentliche Schule in Neval eintreten zu können. Das war uns natürlich alles sehr wichtig und ernst, — wir freuten uns sehr darauf.

Und nun begann ein ernstes, geregeltes Schulleben. Ein anderer Knabe, Karl mit Namen, kam zu uns ins Haus, damit Bruder Petje einen Schulkameraden hätte. An den meisten Stunden nahm aber auch ich nun teil, und hatte tüchtig zu lernen und zu arbeiten, um mit den fast 2 und 3 Jahre älteren Knaben



Schritt zu halten. Mir erschien es nicht selten als allzuviel, namentlich, da ich mir als Strafe für unartige Antworten, zu denen mich meine Heftigkeit oft hinriß, noch extra Strafarbeiten zuzog. Oft wäre ich da gern von meinen Büchern und Heften davongelaufen in den nahen schönen Wald, — das ging aber nicht an, und ich blickte nur sehnsüchtig von meinen Büchern zu ihm hinüber. Dafür nahm ich, als es Sommer wurde, meine Schulbücher mit in den Garten hinaus, kletterte hoch in einen Baum hinauf oder auf die oberste Sprosse der schrägen Leiter am hohen Turn-Apparat, der unter den alten Linden stand. Dort benutzte ich den oberen Querbalken als Tisch, indem ich mein Geschichts- oder Geographiebuch darauf legte, und beide Ellenbogen auf den improvisierten Schultisch, den Kopf in die Hände gestützt, versenkte ich mich, so gut es in dieser lustigen Studierstube möglich war, in die Bücherweisheit, die mir aber nicht allemal so recht im Kopfe haften wollte.

Eines Tages saß ich so auf dem bequemen Ast einer der großen Ulmen am Fluß, als ich Papas Stimme meinen Namen rufen hörte. Er hatte sich überall im Garten nach mir umgesehen, und wie ich antwortete: Hier bin ich, Papa! wußte er gar nicht, woher die Stimme kam; als er mich aber da oben erblickte, lachte er, sagte dann aber mit bewegter Stimme: „Nun hör', was ich Dir zu sagen habe, mein Kind!“ Das klang so feierlich, und es war mir noch nie passiert, daß Papa mich auffuchte, um mir was

mitzuteilen, so hielt ich unwillkürlich in meinem Herabklettern inne, und voll Spannung und Neugier erwartete ich das weitere.

„Der liebe Gott hat Euch eben ein neues Schwesterchen geschenkt“, sagte Papa, „und Du kannst kommen und es Dir ansehen!“

Das war eine Freude! am liebsten hätte ich einen Luftsprung gemacht, aber solch ein Eichhörnchen war ich denn doch noch nicht, daß ich das so in den Baumzweigen hätte ausführen können, und so kletterte ich eiligst hinunter, Papa schloß mich in seine Arme und küßte mich, und wie der Wind lief ich dann dem Hause zu, wo Luise mich in ihr Zimmer führte, und mich vorsichtig das neue Schwesterchen in der Wiege betrachten ließ. Es sah sehr rot und ernsthaft aus und schnitt ganz unglaubliche Gesichter — das überraschte mich. Die Händchen waren gar zu niedlich, und alles erschien mir merkwürdig und interessant an dem kleinen Wesen. Ich war glücklich, nun wieder eine Schwester zu haben, und im Hause war das niedliche, kleine Ding bald aller Liebling und Spielzeug, und je größer es wurde, um so drolliger und amüsanter war die kleine Ebba, die jetzt Deine liebe große Tante Ebba ist und selbst schon eine Kinderschar zu ziehen hat.

„Ach wie furchtbar lange muß das doch alles her sein, Mutterchen“, sagte Elisabeth, „und wenn Du davon erzählst, klingt es doch gar nicht, als wäre es so lange, lange her. Wie schade, daß ich nicht mit dabei sein

konnte, als Ihr Kinder wart, es muß so schön gewesen sein!“

Sawohl war's schön, ich denke auch immer so gern daran zurück, und darum hab ich es auch alles so gut behalten, daß ich's noch meinem eignen Kindechen erzählen kann.

„Ach bitte, erzähl' noch weiter“, bat Elisabeth, „wie war es dann später noch, mußtet Ihr nun immerfort lernen, und konntet gar nicht mehr in den Wald und sonst herumlaufen?“

So schlimm war es nicht, wenn wir auch in den Wochentagen wenig Freistunden hatten, aber an den Sonn- und Feiertagen war es um so schöner, und gar in den Ferien, da hatte das Vergnügen kein Ende.

Ich entsinne mich, daß es ein Jahr ganz besonders viel Maikäfer gab, und um die jungen Fruchtbäume von diesen gefräßigen Tieren zu befreien, stellte man alles mögliche an. Unter anderm wurden auch wir Kinder aufgefordert emsig mitzuhelfen, und um unsern Eifer noch mehr anzuspornen, versprach man uns für jeden großen Blumentopf voll Maikäfer 5 Kopfen.

Nun ging es an ein Sammeln! sehr bald war das erste Maß gefüllt, und triumphierend brachten wir es zur Mama, die nicht anders dachte, als daß die Bösewichter bereits alle tot im Topfe lägen. Man pflegte sie rasch zu töten, indem man kochendes Wasser über sie goß.

„Ist der Topf auch ordentlich voll, Kinder?“ fragte Mama, bevor sie uns den Lohn auszahlte.

„Gewiß, Mama, ganz voll, bis oben!“ riefen wir einstimmig, — und ich, in Eifer, unsre Worte durch den Augenschein zu bekräftigen, nahm rasch den Unterseker, der als Deckel auf dem Topfe lag, ab, — und — rrrrrr sumnte und brumnte es uns um die Köpfe, und alle Maikäfer waren auf und davon! Die Knaben waren mit Recht entrüstet über meine Unthat, und ich selbst nicht wenig beschämt über diesen Schwabenstreich. Mit dem leeren Topf zogen wir nun wieder ab und setzten allen Eifer dran, ihn recht bald gefüllt wiederzubringen. Dies Mal aber war ich vorsichtiger.

So verdienten wir uns jedes ein kleines Sümchen, und ich hatte die größten Pläne mit meinem Kapital: ich wollte mir ein Huhn kaufen, und später einen kleinen Eierhandel und Hühnerzucht auf eigene Hand betreiben. Ich trug die Sache erst Luise vor, dann Mama, und sie gab ihre Erlaubnis dazu und gestattete sogar, daß ich mit Keni und Anni, den Töchtern des Verwalters, in die nächstliegenden Dörfer wanderte und mir das schönste Huhn dort aussuchte. Das war eine sehr interessante Handelsreise. Wir lernten erst alle Hühner in den Dörfern Kuil, Risti und Sara kennen, und boten uns dann ernsthaft über das zu erwählende; es war beinahe wie eine Prinzessinnen-Wahl in den Märchen, wo erst alle besichtigt und ihre Vorzüge und Mängel erwogen werden. Endlich entschlossen wir uns zu einem schwarz und weiß gesprenkelten mit einem Häubchen auf dem Kopf, das mir so vertrauenerweckend und hausmütterlich

ausfah, daß ich deshalb überzeugt war, es würde eine fleißige Eierlegerin sein. Wie weit das gute Huhn mein Vertrauen gerechtfertigt hat, weiß ich nicht mehr, doch war es lange Zeit unser großer Liebling.

6.

Ein Sommer im Kathrinenthal.

Unsre ländlichen Freuden hörten aber schon auf, als unser Schwesterchen erst 1 Jahr alt war — erzählte die Mutter weiter — denn unsre liebe Mama war seit der Geburt der Kleinen immer krank gewesen, und sollte in die Stadt, um in der Nähe eines geschickten Arztes zu sein. Petje sollte dann in die Domschule eintreten, Ferdi und ich ebenfalls in eine öffentliche Schule. Das war uns keine frohe Botschaft; denn unser geliebtes Heim verlassen zu müssen, war sehr betrübend, und wir Kinder ahnten, daß wir uns in der Stadt wie Vögel im Käfig vorfinden würden.

Bevor wir aber ganz in die Stadt zogen, verlebten wir noch einen herrlichen, fröhlichen Sommer in dem schönen Kathrinenthal bei Reval, das damals

noch ganz ländlich war, und wo unsre Eltern ein Häuschen gemietet hatten an der „grünen Wiese“, dicht neben einem andern Häuschen, in welchem unser lieber Großpapa mit der Tante Sophie nun schon seit 20 Jahren jeden Sommer zubrachte. Rechts und links standen noch mehrere solche einfache Sommerhäuser, in denen meist Bekannte unsrer Eltern mit ihren Familien wohnten, und sehr bald befanden wir Kinder uns in einem großen Kreise andrer Kinder, mit denen wir bald so vertraut waren, als hätten wir uns von jeher gekannt.

Jetzt gab es ein herrliches Leben, von dem wir uns früher nicht hätten träumen lassen, denn mit dieser großen Schar von Freunden und Freundinnen ließen sich die schönsten Spiele ausführen, auf der Wiese und im großen Park, der an dieselbe stieß. Die Erwachsenen sahen unserm Hasch-Hasch und dem Reisen-Spiele, das jeden Nachmittag auf dem grünen Plan vor dem kleinen Häuschen ausgeführt wurde, mit freundlichem Interesse zu, und ein paar von den jungen Tanten verschmähten es sogar nicht, sich daran zu beteiligen. Namentlich war es eine — die später deine wirkliche Tante geworden ist — Kitty G., die wir alle schwärmerisch liebten, weil sie so vergnügt mit uns Kindern sein konnte, und mit Feuereifer beim Reisen-Spiel, wo immer zwei feindliche Lager einander gegenüber standen, der Anführer der einen Partei war, zu welcher eigentlich immer alle gehören wollten, so daß man schließlich losen mußte, um allem Streit vorzubeugen.

Wenn es dann dunkler wurde — doch wird es bei uns im Sommer auch in der Nacht nie ganz dunkel — dann fing ein andres Spiel an, bei dem sich Kittys beide jüngeren Geschwister, Anna und Ernst, besonders hervorthaten, und unter den Knaben alle die, welche mit besonders langen und flinken Beinen versehen waren; — das war das „Räuber- und Wanderer“-Spiel, das wir stets „Räuberer und Wanderer“ nannten.

Wie klopfen unsre Herzen vor Angst und Spannung, wenn wir auf Schleichwegen, mit äußerster Vorsicht und Schlaueit, unserm festgesetzten Ziele zustrebten, jeden Augenblick fürchtend, von den Räubern überfallen zu werden. Jeder langbeinige Knabe hatte dann gewöhnlich eines der Mädchen als Schutzbefohlene mit sich, dem er die Hand gab, wenn plötzlich die Verfolger hinter einem her waren, um dann in rasendem Lauf auf das Ziel loszurennen, an dem die Wanderer sich zusammenfinden mußten, sollte ihre Partei das Spiel nicht verlieren.

Wenn dann die Theestunde schlug, wo alle Kinder wieder zu Hause sein mußten, war es oft nicht leicht, sich von dem köstlichen Spiele loszumachen und heimzueilen. Unser Diener Thomas war dann auch zu dieser Stunde oft in Thätigkeit, auf der Suche nach den verloren gegangenen Räuberern und Wanderern, und es war den Bekannten an der „grünen Wiese“ ein ganz gewohnter Anblick, ihn mit fliegenden Rockschößen und flatterndem flachsblonden Haar dahin eilen zu sehen, und wenn man fragte, wen er suche? hieß es

meistens: „Peter primus Jungherr“ oder „Peter secundus Jungherr!“ — so nannten sich zum Unterschied die beiden Bettern, die beide Peter hießen. Wer den Betreffenden irgendwo hatte vorüberschleichen oder vorüberjagen sehen, brachte den armen Thomas mitleidig auf die Fährte.

Wer zu spät zum Abendessen kam, erhielt einen strengen Verweis, und bisweilen hieß es auch: Wer nicht kommt zur rechten Zeit, der geht seiner Mahlzeit quitt! Der gute Thomas hatte darum auch rechtes Mitleid mit den Verspäteten und suchte sie vorher einzusammeln, wurde wohl auch von Mama und Luise dazu ausgeschickt.

Manchen fröhlichen Ausflug durften wir sogenannten „Wiesenkinder“ miteinander in die schöne Umgebung Revals machen, an dem dann auch einige Erwachsene sich beteiligten, um die muntere Schar vor allzu großem Übermut und etwaigen Thorheiten zu bewahren, und unvergeßlich sind mir diese Tage mein Leben lang geblieben.

Wir Mädchen, etwa 6 oder 8 an der Zahl, und die Knaben, deren es ungefähr ebenso viele gab, lebten in bestem Frieden und Einvernehmen mit einander, bis einmal ein Hochmutsteufelchen in einen der Jungen fuhr, und er den andern den Vorschlag machte: „sie wollten doch einmal eine kühne und schöne Wanderung ganz allein unternehmen, ohne die langweiligen Mädchen, die nie so viel gehen könnten, als man eigentlich wollte.“ Sie beschloßen, diese Unternehmung ganz heimlich auszuführen, damit die Mädchen sich

ihnen nur ja nicht anhängen könnten, und die ganze Geschichte dadurch verpfuscht würde.

Die Erlaubnis der Eltern mußten sie natürlich zuvor einholen, das geschah denn auch, — alles unter dem Siegel größter Verschwiegenheit, — sie versorgten sich mit gehörigem Proviant, und am folgenden Nachmittag wollten sie sich an einem bestimmten Fleck heimlich versammeln und die geplante Wanderschaft antreten, zu der „Wolfschlucht.“

Aber so schlau sie gewesen waren, oder vielleicht grade wegen ihrer Schlaubeit und Geheimthuerei, schöpfte Anna, die die älteste unter uns Mädchen war, Verdacht, und irgend eine unvorsichtige Tante oder Mutter hatte das Staatsgeheimnis nicht gehörig bewahrt, und der schändliche Verrat der Knaben ward Anna offenbar. Tief empört und gekränkt teilte sie uns diese Ränke mit und offenbarte uns zugleich, daß sie beschloßen habe, wir Mädchen wollten uns rächen und ihnen zeigen, daß wir ihrer ganz und gar nicht bedürften, um ebenfalls eine köstliche, womöglich noch größere Wanderung auszuführen, als „diese hochmütigen, herzlosen Jungens.“ Anna hatte ihre Mama schon zur Erlaubnis einer solchen Unternehmung zu bewegen gewußt, nun mußten nur noch wir anderen uns dieselbe von Hause einholen.

Lächelnd sagte mir meine liebe Mama die Bitte zu, sie mochte sich nicht wenig darüber amüsieren, da die Knaben ja vor Kurzem dasselbe Anliegen an sie

gebracht hatten, und jede Partei inständigst bat, das tiefste Schweigen über ihre Absichten zu beobachten.

Das Mittagessen wurde in Hast und Eile verzehrt und ungeduldig die festgesetzte Stunde herbeigesehnt, sowohl von den Knaben, als auch von uns gekränkten Mädchen.

Endlich schlich ein Knabe nach dem andern sich bei Seite, wir wußten ja, was das bedeutete, und blickten uns verständnisvoll und triumphierend an. Als wir allein waren, holte jede von uns sich ein Brötchen mit auf den Weg, und nun machten auch wir uns auf die Reise.

Unser Ziel war der Obere See, ein Süßwassersee, der zwischen öden Sanddünen auf der Höhe des Lacksberges, etwa 3 Werst von Kathrinenthal liegt. Es ist eine einsame schauerlich öde Gegend, und wir hatten uns diesen Punkt gewählt, recht um unsere Courage und Selbständigkeit zu beweisen.

Anfangs ging der Weg durch den schattigen Park von Kathrinenthal, da war es noch sehr angenehm, und unsre Stimmung eine stolze, siegesfreudige. Als wir aber die Höhe des kahlen Lacksberges erklettert hatten, die Sonne uns unbarmherzig auf den Kopf brannte, und wir nirgends Schatten und Erquickung fanden, wurde das Vergnügen immer mehr ein zweifelhaftes; doch schämten wir uns vor einander, es einzugehen und stiefelten im Schweiß unsers Angesichts weiter, hin und wieder einen Seufzer unterdrückend und uns wundernd, „daß der Obere See immer noch nicht komme!“

Nun führte uns unser Weg durch die Ruinen einer verlassenen Stadt, Neustadt genannt, die hier einmal auf kaiserlichen Befehl angelegt worden war, aber wieder verlassen werden mußte, weil kein Trinkwasser da war. Unheimlich stehen die kahlen Wände der Häuser da, Thüren und Fenster fehlen längst, auch hat kein Haus mehr ein Dach. Käuzchen und andere Tiere wohnen im Gestrüpp und Gemäuer, das einen gespensterhaften Eindruck macht, und zu Zeiten die Zufluchtsstätte von Diebsgesindel und entsprungenen Gefangenen gewesen sein soll.

Wir betraten diese Stätte zuerst mit dem Gefühl einer gewissen gruseligen Neugier, aber je mehr solcher Häusergerippe wir passierten, um so unheimlicher wurde uns zu Mute, — und als nun gar eine aus der Gesellschaft es aussprach: „Hier sollen ja Räuber und Diebe gehaust haben, und, wer weiß, am Ende sind noch welche da“, — da hätten wohl wir alle — ich wenigstens gewiß — viel darum gegeben, auf der „grünen Wiese“ angesichts der gemüthlichen Häuschen, unter einem schattigen Baum zu sitzen, anstatt in glühender Sonnenhitze an diesem Schreckensort zu wandern.

So schnell als möglich durchschritten wir die toten Gassen, und atmeten auf, als wir wieder auf der freien Fläche waren. Jetzt wurde die Wanderung aber noch ermüdender, denn man mußte die Dünenhügel hinaufgehen, in deren lockerem Sande wir bei jedem Schritte tief einsanken, so daß wir ganz erschöpft waren,

dabei durstig, bänglich und ein wenig verstimmt. Unsre Brötchen hatten wir auch schon verzehrt. Wir nahmen uns nun vor, auf einem anderen Wege zurückzugehen, um die unheimliche Neustadt nicht wieder passieren zu müssen, — aber keine von uns kannte jenen Weg, und konnten wir uns nicht auch verirren, besonders da es dann schon Abend wurde? Ach, wir waren recht unglückliche Geschöpfe, und an alle dem waren einzig und allein die „abscheulichen Knaben“ schuld!

Jetzt hatten wir eine Düne erklimmt, und da lag der Obere See vor uns. Schwarzgrau und unbeweglich lag er da, zwischen den fahlen Sandhügeln, auf denen nur hie und da ein bläulich grauer, scharfer Grashalm raschelnd sich im Abendhauch bewegte, der sich jetzt erhob, da die Sonne sich neigte. Wir waren erfreut, unser Ziel erreicht zu haben, aber froh konnten wir doch nicht werden, dazu ließ uns unsre ängstliche Stimmung und der unheimlich ernste, trostlose Anblick dieses dunklen Wasserspiegels zwischen den öden Ufern nicht kommen, der uns unwillkürlich an das tote Meer gemahnte.

Unsre kleine Schar, die so mutig auf diesen „Rachegang“ ausgegangen war, stand erschöpft und gedrückt dort oben auf dem Sandhügel — hinter uns die gespenstische Neustadt, vor uns der schauerliche See, und im Herzen allerhand Schreckbilder, die unsern Rückweg umlauerten.

Eine der ängstlichsten und aufrichtigsten sprach es aus, was alle dachten: „Wenn nun aber böse Menschen

hierher kommen, wir sind hier so ganz allein! Die dummen Jungen! wären wir doch lieber alle zusammen hierher gegangen!“

Da plötzlich ertönt ein furchtbares Geschrei, daß wir alle zusammenfahren und entsetzt nach der Richtung hinblicken, von der es kommt, — wir sehen einen Trupp Räuber auf uns zustürmen, — aber, anstatt davon zu laufen und uns zu retten, laufen wir ihnen voller Freude, des tiefen Sandes nicht achtend, entgegen! Es sind unsre eigenen Wiesen-Räuberer, die hochmütigen, abscheulichen, herzlosen Jungen, die jetzt mit Hurra und Hüteschwenken auf uns losstürmen! — Und wie wir beieinander sind, giebt es nichts als Lachen und Jubeln und große Freude von beiden Seiten! Ganz anders sieht nun die unwirtliche Gegend aus, als wir da alle zusammen, auf der weichen Sanddüne gelagert, den von den Knaben mitgebrachten Proviant verzehren und miteinander teilen, und uns gegenseitig unsre Abenteuer erzählen, wobei wir Mädchen die unheimliche Neustadt ausführlich beschrieben, uns aber hüteten einzugestehen, wie wir dort das Gruseln gelernt hätten. Überhaupt wurde den Knaben nicht verraten, daß sie uns wie Retter in der Not erschienen waren, — aber auch die Rachedanken waren verflogen, und lachend und schwatzend saßen wir beieinander, bis die sinkende Sonne uns mahnte, daß es Zeit sei, den Rückweg anzutreten. Jetzt konnten die Knaben uns den andern Weg zeigen, denn sie waren ja auf demselben hergekommen.

„Aber, Mutter, wie kamen die Knaben denn dahin? sie wollten ja nach der Wolfschlucht gehn?“ fragte Elisabeth.

Ja, das war so gekommen: Ernst hatte bemerkt, daß Annas Wesen etwas Triumphierendes, Überlegenes an sich hatte, auch hatte sie ihm zu verstehen gegeben, daß sie die Ränke und Schliche der Knaben wohl durchschaue. Als sie nun ihrerseits eine gewisse Siegesfreudigkeit verriet, hatte Ernst sich an die Mutter gemacht, welche ihrem Liebling den Plan der Mädchen wohl nicht ganz ohne Absicht verriet, und ihm auch das Ziel unsers Ganges entdeckte; es wäre ihr augenscheinlich nicht unlieb gewesen, wenn die Knaben ebenfalls nach dem Oberen See wanderten, und wir auf diese Weise nicht ganz allein den Rückweg anzutreten brauchten. Doch sagte die kluge Tante Alexandra garnichts weiter, und ließ den Ernst so abziehen.

Kaum war er mit den andern Knaben versammelt, und hatte ihnen den Plan der Mädchen entdeckt, als sie einstimmig beschlossen, die Wolfschlucht aufzugeben und ebenfalls zum Oberen See zu gehen, um den Mädchen den Streich zu spielen, daß sie doch nicht eine so große Tour ohne ihren Schutz und ihre Begleitung ausführen könnten.

Ernst teilte diesen Beschluß der Mutter mit, die ihre Einwilligung dazu gab, und außerdem noch den Vorschlag machte, die Knaben möchten noch einige Extraleckerbissen mitnehmen und reichlicheren Proviant, da die Mädchen sich nur sehr spärlich versorgt hätten,

und gewiß sehr beschämt und dankbar sein würden, wenn sie sie dort mit all den schönen Dingen regalieren würden.

So geschah es denn auch, und ich kann nicht leugnen, daß die Apfelsinen und andere schöne Dinge auch dazu beigetragen haben, die letzten Regungen unsers gekränkten Stolzes zu zerstreuen. In fröhlichster Stimmung wanderten wir heimwärts, jedes Mädchen hatte ihren Beschützer zur Seite, und der Friede war für alle Zeiten befestigt. Als wir einträchtig und paarweise anmarschiert kamen, fragten unsre Mütter schmunzelnd, wie das wohl möglich sei, da die Knaben ja in die Wolfschlucht und die Mädchen nach dem Oberen See spazieren wollten? — aber es passiert zuweilen im Leben, daß man dann doch noch miteinander nach Hause kommt.

7.

Schluß des Wiesen-Sommers.

„Liebe Mutter, erzähl' mir noch was vom Wiesen-Sommer“, bat Elisabeth am folgenden Nachmittag, „es ist so schön davon zu hören.“

Ja, was soll ich Dir denn noch davon erzählen? all der kleinen Abenteuer beim Räuberer- und Wan-

derer-Spiel weiß ich mich nicht mehr zu erinnern. Freilich gab es bisweilen auch noch andere und nicht allemal angenehme. So hatte Ferdi das Unglück, fast jedesmal, wenn er am Meeresufer oder sonst in der Nähe eines Wassers war, hineinzuplumpfen, so daß Onkel Zwan, der Vater von Anna und Ernst, der sehr freundlich mit uns Kindern war, scherzend zu sagen pflegte, das sei ein sicheres Zeichen dafür, daß er einst Seemann werden würde, denn die Anziehung, die dieses Element auf ihn ausübe, sei unverkennbar. Und so ist es ja auch richtig gekommen. Onkel Ferdinand ist Seemann geworden, wie Du weißt. Er hatte, wenn er von einer seiner Seexpeditionen triefend nach Hause kam, stets einen freundlichen Fürsprecher am Onkel Zwan, der Mamas Schelte oft mit einem lustigen Scherzwort abkürzte, und so pflegte der damals 8jährige kleine Bursche später allemal beim Onkel Zwan einzukehren und ihn um seine Fürsprache anzusehen, wenn er wieder einen solchen Wasserfall erlebt hatte.

Ich selbst habe auch ein nasses Abenteuer im Gedächtnis behalten, und das verhielt sich so.

Es fließt ein kleines Bächlein durch den Park von Kathrinenthal, welches ein Abfluß jenes Oberen Sees ist, an den wir unsern empfindlichen Rache-Spaziergang unternahmen. Das Bächlein ist im Sommer ganz flach, und dort, wo es am steilen Lacksberg herunterkommt, giebt es im Frühling zwar einen ganz hübschen Wasserfall, im Sommer aber ist die ganze Stelle schön grün von Schlamm und Tang, der sich an den Felsen



festgesetzt hat, aber Wasser giebt es nur an einer Seite, wo es ganz bescheiden herabsickert.

Nun saß ich eines Morgens mit meinen zwei Freundinnen, Fanny und Zoe, am Ufer dieses Bächleins, im Innern des Parkes, wo es sehr hübsch über glatte Kiesel rieselt. Ich konnte der Lust nicht widerstehn, Schuhe und Strümpfe auszuziehen und in dem klaren Wasser herumzuspazieren. Böses Beispiel verdirbt gute Sitten, — und Fanny und Zoe, die als echte Stadtkinder nie auf diese Unthat verfallen wären, während es mir auf dem Lande oft erlaubt worden war, sahen mich da so wonniglich im klaren Wasser herumphantasieren, und flugs waren auch sie neben mir. Ich band meine Strümpfe zusammen, die Stiefel ebenso mit den Strumpfbändern je an einem Ende derselben fest, hing mir die ganze Geschichte um den Hals und spazierte ganz gemüthlich im Bächlein weiter.

Ich war nicht ganz auf guten Wegen, denn wenn dies Pläsir mir auch auf dem Lande bisweilen gestattet wurde, hatte ich doch hier keine Erlaubnis dafür eingeholt, und so nahm es denn auch kein gutes Ende.

Anfangs wandelten wir ganz lustig ein weites Stück flußaufwärts, da kamen wir an einen gemauerten Übergang, weit niedriger als eine Brücke. Sollten wir umkehren? es war zu schade, jenseits sah es gar zu verlockend aus. Schnell entschlossen, faßte ich meine Röcke zusammen, bückte mich tief und kroch unten durch, die beiden andern mir nach. Aber o weh! was sah ich! meine beiden Stiefel, die ich mir so praktisch um-

gebaumelt hatte, waren beim Durchkriechen tief ins Wasser getaucht, und jetzt holte ich sie wie zwei Eimer voll Wasser herauf. Sie waren bis oben hin gefüllt, und nun strömte das Wasser aus ihnen auch vorne über mein helles Kleid hinab.

Groß war mein Schrecken; aber statt nun doch umzukehren, meinte ich, jetzt sei ich doch einmal naß, und daher wolle ich schon lieber bis ans Ende des Baches gehen, und wo möglich den Wasserfall hinaufklettern. Es schien uns dreien sehr interessant und lockend, einen Wasserfall, und sei es auch einen trocknen, hinaufzuklettern.

Ganz leicht war es nicht, denn die Felsen waren schlüpfrig und steil, ein paar Mal glitten wir herab, wurden ganz grün vom Tang, aber vorwärts ging es, bis wir oben angelangt waren. Hier jedoch ergriff uns statt der Freude über das Gelingen unsers Unternehmens eine große Scham und Reue. Wir versuchten unsre grün gewordenen Strümpfe oben im Bächlein rein zu waschen, aber es gelang nicht, und tief beschämt und bekümmert zogen wir mit großer Mühe unser durchnäßtes Schuhwerk wieder an, um dann zu Lande und nicht mehr zu Wasser so schnell als möglich nach Hause zu eilen, wo wir in jeder Beziehung wie begoffene Hühner anlangten.

Mich trieb mein schlechtes Gewissen, meine ganze Schuld sofort meiner lieben Mama zu bekennen, die mir die notwendige Schelte nicht ersparte, mir aber wieder verzieh und keine weitere Strafe über mich ver-

hängte, weil ich gleich gekommen war und mein Unrecht bekannt hatte, ohne mich zu entschuldigen.

Tief beschämt war ich aber, als ich erfuhr, daß Fanny, die doch durch mich verleitet worden war, von ihrer Tante, mit der sie in Kathrinenthal war, bestraft worden war, — sie hatte ihr verboten, an diesem Tage in der See zu baden, was sonst täglich geschah. Ein wenig tröstete mich hierbei der Gedanke, daß Fanny unter dieser Strafe nicht besonders leiden würde, da ich wußte, daß sie in diesem Punkte ein großer Hasenfuß war, und ihr das Baden nichts weniger als ein Vergnügen war. Ein paar Tage ging ich etwas kleinlaut einher, doch hab ich später, so viel ich weiß, keine weitere Entdeckungsreisen in Kathrinenthal unternommen.

„Aber ich wollte gern noch was Hübsches vom Wiesen-Sommer hören,“ sagte Elisabeth enttäuscht, „dies war garnicht so angenehm zu hören, Mutterchen, weil du ein bischen unartig dabei warst. Weißt Du denn nichts Lustiges mehr vom Wiesen-Sommer und den Wiesenkindern?“

D ja, ich weiß noch was Lustiges vom Wiesen-Sommer, und zwar ist es der Schluß desselben, den sollst Du nun noch hören, sagte die Mutter.

Es war mit all den schönen Spielen und andern Erlebnissen allmählich das Ende der Ferienzeit herangerückt, und bald sollten alle Kinder wieder auseinander gehn, und jedes auf seine Schulbank zurückkehren. Dunkel Swan und Tante Alexandra, die immer so

besonders gut und freundlich gegen die ganze Schar gewesen waren, beschloffen, in ihrem Garten zum Schluß noch ein großes Abschiedsfest für die „Wiesenfinder“ zu veranstalten, was uns natürlich hoch beglückte. Unsrre Mama, Tante Sophie und Luise hatten aber die Idee, auch von seiten der dankbaren Wiesenfinder den gütigen Wirten eine kleine Überraschung ins Werk zu setzen — und nun ging es an ein Dichten und Beraten, Auswendiglernen und Probieren, bis der große Tag heran kam, und jedes Kind seine Rolle gut wußte. Eine halbe Stunde vor der Zeit, zu der wir geladen waren, versammelte sich die ganze Schar bei unsrer Mama, die trotz ihrer Leiden doch so heiter und liebevoll für die Freude und Überraschung anderer zu sorgen verstand. Hier wurde der Zug geordnet. Die Mädchen waren alle weiß gekleidet, mit Kränzen im Haar und einer Blumenguirlande, die, an der rechten Achsel befestigt, schräg hinabhing. Die Knaben hatten Sträuße an ihren Hüten.

Der Zug setzte sich in Bewegung und zog an all den Wiesenhäuschen vorüber; das G.'sche Haus lag nicht an der Wiese. Vorne ging das kleinste Mädchen mit einem riesigen Blumenstrauße in der Hand; hinter ihr die beiden kleinsten Jungen, Ferdi und Louis, eine schmetternde Musik mit Trommel und Trompete vollführend; dann folgten die größeren Knaben, eine Fahne mit dem G.'schen Wappen tragend, und zuletzt wir weißgekleideten Mädchen, paarweise, eine jede einen Stab in der Hand tragend, auf dem oben ein Blumen-

strauß steckte, und der mit dem nächsten Stabe durch eine Blumenguirlande verbunden war. Der Aufzug muß sehr hübsch und festlich ausgesehen haben, alle Bewohner der Häuschen stürzten an die Fenster und hinaus, um diese blumengeschmückte Kinderprozession mit anzusehen.

Mama und Tante Sophie waren kurz vorher zu G.'s hinübergewandert, und hatten verstanden, unter irgend einem Vorwand die Familie draußen vors Haus zu locken. Die G.'schen Kinder, unsre Spielkameraden, hatten auch nichts von unsrer Überraschung erfahren, sie sollten mit gefeiert werden, und standen nun auch ahnungslos vor dem Hause, als man die nicht gerade melodischen Töne von Trommel und Trompete immer näher kommen hörte. — Da mit einemmal biegt der bunte Zug um die Ecke, und in guter Ordnung, im Marschschritte, nähert er sich den erstaunten freundlichen Wirten, die jetzt erst ihre ganze eingeladene kleine Gesellschaft erkennen. Das kleine Helenchen überreichte zuerst das Riesenbouquet mit einigen einleitenden Worten, dann wurde das Banner in der Mitte fest in die Erde gesteckt, während wir Mädchen, einen Halbkreis darum bildend, die Stäbe mit dem spitzen Ende derselben in den Boden pflanzten, so daß durch dieselben und die sie verbindenden Guirlanden die ganze Scene hübsch abgeschlossen war, — und nun trat ein Kind nach dem andern vor und sagte dem Onkel, der Tante, jedem Gliede des gastfreundlichen Hauses ein paar Verse, die im Scherz und Ernst sich auf die Erlebnisse des Sommers

bezogen und viel Spaß und Heiterkeit hervorriefen. Ich entfinne mich noch des Verses, der Kitty galt — er lautete:

Räuberer und Wanderer sein,
 Wenn es schon gruselt im Wald, —
 Laufen und springen im Abendschein,
 Daß es über die Wiese schallt, —
 Da führst, Kitty, die Spartaner du an,
 Zu sterben oder zu siegen, —
 Bist heldenmütig voran,
 Wo feindliche Reife fliegen!

Nachdem wir so unsern Dank für alle erfahrene Freundlichkeit ausgesprochen, und die Gefeierten sich herzlich an der kleinen Ovation gefreut, und über die harmlosen Scherze weidlich gelacht worden war, wurden nun auch wir überrascht, indem man uns in den Garten führte, wo es ebenfalls prächtig ausfah, denn unter den großen Bäumen und auf dem freien Platz in der Mitte, war vermittelt grüner Quirlanden ein festlich geschmückter Spielplatz für uns hergestellt, den wir denn auch nach Herzenslust ausnutzten, und so seelenvergnügt waren, wie man es eben nur als Kind sein kann.

Als wir eine Pause machen mußten, um Thee und sonstige Erfrischungen einzunehmen, wozu wir ins Haus gerufen wurden, war es draußen dunkel geworden, denn nun war es ja bereits August. Wir meinten, die Lustbarkeiten würden jetzt wohl ein Ende haben, und die Knaben schlugen vor, wir möchten Tante Alexandra noch einen recht deutlichen Beweis unsrer

begeisterten Dankbarkeit geben, der darin bestehen sollte, daß wir uns alle in dem langen Gange aufstellten, der zum Speisezimmer führte, und der in diesem Augenblicke noch nicht erleuchtet war, — und wenn Tante Alexandra ihn betrat, auf ein gegebenes Zeichen ihr ein donnerndes Hoch! ausbrächten. Gesagt, gethan. Leise schlichen wir uns in den Gang und drückten uns an die Wände, und warteten mäuschenstill den Moment ab, wo die gute Tante, der die plötzliche Stille aufgefallen war, sich ahnungslos durch diesen Gang ins Speisezimmer begeben wollte. Kaum war sie drin, so brach das „donnernde Hoch!“ los, so daß die arme Tante vor Schreck beinahe umfiel, doch faßte sie sich wieder und beschwichtigte, so gut sie konnte, unsern Dankbarkeitsjubel, worauf sie uns ankündigte, wir könnten noch etwas in den Garten gehen, und wenn es uns nicht zu dunkel sei, weiter spielen.

Wir stürmten hinaus, — aber wie erstaunten wir, als der Garten im Glanze bunter Lampen herrlich strahlte, und mit doppelter und dreifacher Freude wurde nun der Rest des Abends ausgenutzt, bis es hieß: „Nun, Kinder, kühl euch etwas ab, und dann ist es Zeit, nach Haus zu gehn!“

So endigte der schöne Wiesen-Sommer, schloß die Mutter, ein paar Tage später war die grüne Wiese still, die Häuser fast alle wieder leer, die Kinder waren in sehr verschiedene Gegenden hin verstreut, doch haben die meisten für einander durchs ganze spätere Leben hindurch ein freundliches Interesse bewahrt, und manche

sind sich später im Leben ganz anders nahe getreten, als sie es damals ahnen konnten. So sind die kleine Fanny, die ich zum Wasserspaziergang verführte, und ich — Schwägerinnen geworden, — Ernst G. und Peter secundus sind ebenfalls Schwäger geworden, und eine treue Freundschaft hat zwischen manchen durch das spätere Leben fortbestanden, die sich damals auf der grünen Wiese zu kindlichen Spielen zusammenfanden.

8.

In der Stadt.

„Wie wurde es nun weiter, liebe Mutter?“ fragte Elisabeth am folgenden Tage, „ich möchte so gerne bis ans Ende hören, wie es Dir als Kind ergangen ist.“

Ich will es Dir gern erzählen, sagte die Mutter, aber so lustig wie bisher, ist es später nicht gewesen.

„Einerlei, ich möchte es doch hören!“ sagte Elisabeth, und so erzählte die Mutter weiter.

Nun fing also für uns das Stadtleben an, und unsre Ahnung bestätigte sich nur allzusehr: es war ein trübseliges Dasein im Vergleich mit dem freien, fröhlichen Leben auf dem Lande, aber man gewöhnte sich schließlich auch daran.

Da wir alle nun öffentliche Schulen besuchten, gab es anfangs viel Neues zu erzählen, wenn wir uns dann zu Hause wieder vereinigten. Als richtigen eifrigen Schülkinder, war uns die Schule das wichtigste auf der ganzen Welt, und die Gedanken drehten sich hauptsächlich um alles, was damit zusammen hing. Unsre Eltern gestatteten uns hin und wieder kleine Vergnügungen, doch durften diese uns nicht zerstreuen, und daher kamen sie im Laufe des Schulsemesters nur selten vor. Dagegen war es in den Weihnachts- und Osterferien ganz anders, da durften wir unsre Freunde besuchen und auch bei uns sehen, doch habe ich nicht die helle, fröhliche Erinnerung daran zurückbehalten, wie von unsern ländlichen Erlebnissen.

Einen tiefen Schatten, selbst in unsre Kinderherzen, warf das immer schwerer werdende Leiden unsrer geliebten Mutter, die doch so ergeben, geduldig und fröhlich in ihren Schmerzen war, daß ihr Krankenzimmer und ihr Krankenbett der hellste Punkt im Hause war, von dem aus sich das Licht auf die andern verbreitete.

Meine liebe Mutter ließ sich gern von mir erzählen, wenn ich aus der Schule zurückkam, was ich dort erlebt und gelernt hatte, und auch an harmlosen Kinderspäßen konnte sie kindlich frohen Anteil nehmen. Besonders gern hatte sie es, wenn ich ein auswendig gelerntes Gedicht, das mir selbst besonders gefiel, auf sagte. So erinnere ich mich, daß sie eines Tages mit besondrer Freude zuhörte, als ich ihr das hübsche Gedichtchen von Lenau vortrug:

Ich trat in einen heilig düstern
Eichenwald, da hört' ich leis und lind
Ein Bächlein unter Blumen flüstern,
Wie das Gebet von einem Kind.

Und mich ergriff ein süßes Grauen,
Es rauscht der Wald geheimnisvoll,
Als wollt' er mir was anvertrauen,
Was doch mein Herz nicht wissen soll,

Als wollt' er heimlich mir entdecken,
Was Gottes Liebe sinnt und will, —
Da schien er plötzlich zu erschrecken
Vor Gottes Näh', — und wurde still.

Meine liebe Mama hatte mit einem Ausdruck des Wohlgefallens zugehört, und als ich geendigt hatte, sagte sie: „Sag es noch einmal, Kind!“ — und wie ich es zum zweitenmal gethan hatte, und sie anblickte, lag sie da, die feinen, weißen Hände über der Decke gefaltet, mit einem stillen, friedlichen Ausdruck in ihrem lieblichen, wunderbar geisterfüllten Gesicht, und in den Augen standen ihr Thränen. Das ergriff mich tief, und leise verließ ich das Zimmer, doch konnte ich mir damals nicht Rechenschaft geben, was wohl an diesem einfachen Gedichtchen die liebe Mama, die man sonst immer heiter und gefaßt sah, so bewegt haben mochte? War es wohl der Gedanke, daß sie selbst nie wieder ihren Fuß in die „heilig düstern“ Räume des

geliebten Waldes, wo sie so gerne geweilt, setzen würde? — daß sie aber über ein kleines es wissen würde, voll und ganz, „was Gottes Liebe sinnt und will“ — auch mit der schweren, dunklen Führung, der sie mit festem, heiterm und gottergebenem Sinn entgegenging?

So war mir der Gang in Mamas Zimmer immer der liebste von allen, und wenn sie einmal so leidend war, daß ich nicht länger bleiben durfte, sondern sie nur grüßen konnte, war mir's den ganzen Tag gar trüb und öde im Herzen.

Meine Mama erzählte mir auch manches Mal etwas aus ihrer Kindheit, sie hatte ein bewundernswürdiges Gedächtnis, auch für allerhand drollige Verschen und heitere Scenen aus ihrem Leben, und konnte sie sehr komisch anbringen, wodurch sie manchen verstimmtten Menschen von seiner üblen Laune befreit, und oft einen verdrießlichen Moment mit einem Wort in das Gegenteil verwandelt hat.

So entsinne ich mich, wie ich eines Abends in Mamas Zimmer trat, und dieselbe in einem eifrigen Disput über irgend eine gemeinsam zu beschließende Sache mit ihrer ältesten Schwester, unsrer lieben alten Tante Tony antraf, welche damals im selben Hause mit uns wohnte. Tante Tony war die älteste von den Geschwistern und von jeher, schon in ihrer Kindheit, auch die vernünftigste und weiseste von ihnen gewesen, worauf sie sich in ihren jungen Jahren ein wenig was zu gute gethan hat, und daher von den necklustigen

jüngeren Geschwistern „Moralino, das gute Prinzip“ benannt wurde. Auch in späteren Jahren hat es die gute alte Tante in aller Bescheidenheit nicht ungern gesehen, wenn man diese ihre Vorzüge anerkannte, und jetzt eben im Disputieren mit meiner Mama vertrat sie ihre Ansicht mit dem gewohnten Nachdruck. Mein liebes Mutterchen schien nun aber durchaus der Ansicht, daß die Sache so ausgeführt werden mußte, wie sie es im Sinne hatte, und da sie sah, daß an der erfahrenen Klugheit ihrer lieben Ältesten alle Angriffe und Gründe abprallten, und sie sogar anfing ein recht ernstes Gesicht zu machen, — da flog plötzlich ein schalkhaftes Lächeln über Mamas Gesicht; — ich sah sie ihren Kopf etwas zur Seite neigen, der Schwester mit einem freundlich schelmischen Lächeln ein Weilchen ins Gesicht schauen, und dann, den Finger erhebend, mit einem pathetisch mahnenden Ton in der Stimme, ausrufen: „Tony! — der Klügere giebt nach!“ —

Damit hatte sie das Spiel gewonnen, denn Tante Tony lachte hell und herzlich auf über diese kleine Falle, die ihr die Schwester gestellt, da sie entweder aufhören mußte, die Klügere zu sein, oder aber ihren Willen diesmal aufzugeben hatte. „Gut, gut, Schwesterchen“, sagte sie lachend, — „ich gebe nach, und habe dabei doch den Trost, die Klügere von uns beiden gewesen zu sein!“ — „Was du von Kindesbeinen an gewesen bist,“ sagte meine Mama fröhlich, und küßte die Schwester recht herzlich, „und dies Erstgeburtsrecht will ich Dir auch nicht schmälern, liebe Schwester!“

und darauf scherzten sie noch lange mit einander, sich alter Zeiten und Geschichten erinnernd.

So verbrachten wir noch zwei Jahre in Reval. Wenn es Sommer wurde, zogen wir nach Kathrinenthal, doch glich keiner mehr dem schönen Wiesen-Sommer.

So lange die Schulferien noch nicht angebrochen waren, fuhren wir drei, Ferdi, Louis und ich, jeden Morgen zur Schule in die Stadt, und kehrten nachmittags nach Kathrinenthal zurück. Dann war es uns immer ein Lichtpunkt, zum Mittag und für die paar Freistunden, die darauf folgten, zum Onkel Wilhelm und Tante Ida zu gehen, in deren gemüthlichem Hause sich jedes Kind ganz besonders wohl fühlte. Onkel Wilhelm war Papas leiblicher Better, nur 8 Tage jünger als er; beide hatten in einer Wiege gelegen, waren später dem gleichen Beruf gefolgt, und bis an ihr Ende aufs innigste verbunden. Der Onkel war ein großer Spaßvogel, und es kursorierten noch viele lustige Geschichten von ihm aus seiner Kindheit und Jugendzeit. Wenn er als Knabe einen allzu mutwilligen Streich ausgeführt hatte, und seine Mutter ihn ermahnte, und ihm den verständigen Better Ferdinand zum Muster hinstellte, sagte der Schalk: „Mutterchen, laß mich nur erst so alt werden, wie Ferdinand, dann sollst du sehn, wie vernünftig ich bin!“ Er hatte dann die Lacher auf seiner Seite, und die nur mühsam zürnende Mutter war entwaffnet, ohne sich der Hoffnung hinzugeben, daß er nach 8 Tagen ein Musterknabe sein würde.

Auch mit uns hatte er immer allerhand Spaß vor, neckte uns in aller Liebe, und erhielt unsre Lachmuskeln in steter Thätigkeit. Bei Mittag war es stehender Witz, daß wir, wenn er uns Bier anbot, nie sagen durften: „Nein, ich danke!“ — sondern er fragte allemal mit dem ernsthaftesten Gesicht: „Willst Du Bier oder willst Du Bim?“ und wer keines haben wollte, mußte antworten: „Bitte Bim!“ was uns jedesmal den gleichen Spaß machte. Bisweilen bot er uns Kirschen- oder Himbeerlimonade aus einem gewissen doppelten Glase an, zwischen dessen beiden Glaswänden eine rote Flüssigkeit, drinnen aber pures Wasser war, — und wenn wir dann, in Erwartung eines besondern Genusses, einen tüchtigen Schluck thaten, dem ein ganz verdutztes Gesicht folgte, und der Ausruf: „Aber das ist ja nur Wasser!“ konnte er mit dem ehrlichsten Gesicht sein Erstaunen darüber ausdrücken, daß uns die Limonade nicht schmecke, und selbst mit wahren Hochgenuß dran nippen, so daß wir an unserm eigenen Geschmack fast irre wurden.

9.

Alles wird anders.

Als wir zum dritten Mal unser Winterquartier in der Stadt bezogen hatten, wurde es immer stiller und ernster in unserm Hause, denn die teure Mama wurde immer kränker, und endlich kam der Tag, wo der Herr sie von uns nahm und zu sich rief.

Ich will Dir nicht ausführlicher davon erzählen, mein Lieschen, fuhr die Mutter fort, denn es ist eine sehr traurige und schmerzliche Geschichte. Von dieser Zeit an hatte das sorglose, glückliche Kindheitsleben für mich ein Ende. Obgleich ich noch nicht 12 Jahre alt, und von Natur ein fröhliches, lebhaftes Kind war, und ja auch später, als der erste überwältigende Schmerz sich gelegt hatte, recht munter sein konnte, fühlte ich doch: das köstlichste und süßeste Gut, was wir besaßen, war uns genommen, und das Vermissen meiner lieben Mutter hat mich durch mein ganzes späteres Leben begleitet. In unserm sonst so glücklichen Hause war es sehr öde und leer geworden, und für eine Zeit schien es sich ganz aufzulösen. Es waren damals schwere Zeiten für das ganze Land; der Krimkrieg war ausgebrochen, und tausende von Herzen waren von Sorge und Kummer gedrückt, alle Hände suchten sich nützlich zu erweisen, um das Elend der Verwundeten zu lindern. Unser armer Papa, der in seinem tiefen Leid von Gott

getröstet und gehalten wurde, fühlte, daß er nur durch scharfe Arbeit im Dienste seiner Mitmenschen den eigenen Schmerz überwinden könne, und nahm daher einen Posten an, wo er mit seinen Kräften und Erfahrungen nützen konnte.

Bald darauf wurde er vom Kaiser zu einem hohen, verantwortungsvollen Amt berufen, welches ihn nötigte, ganz nach Petersburg zu ziehen, doch sollten wir Kinder nicht mit, damit die Knaben in den Schulen blieben, in denen sie gut fortkamen; auch fürchtete Papa das schlechte Klima von Petersburg für uns. Daher wurde beschloffen, daß ich in eine Erziehungsanstalt eintreten sollte, die in gesunder Lage auf dem Lande, nicht weit von unserm väterlichen Gute, gelegen ist. Luise mit der kleinen Ebba wollte diesen Winter noch in Reval, im Hause unsers Großvaters bleiben, doch zog sie im folgenden Jahre mit der Kleinen nach Petersburg hinüber, um dem einsamen Papa eine freundliche Häuslichkeit zu schaffen, deren er jetzt mehr denn je bedurfte.

So waren wir denn alle zerstreut, und das köstliche feste Zusammenleben unter dem elterlichen Dache haben wir Geschwister, seit dem Tode unsrer Mutter, nie wieder dauernd genießen können, — nur vorübergehend, für längere oder kürzere Zeit, durften wir uns im Vaterhause zusammensinden. Unser ältester Bruder bezog eine deutsche Universität, und Jahre vergingen, bis wir ihn wiedersehen. Ich hatte schreckliche Geschichten von Duellen gehört, die jeder Student haben mußte, und mein schwesterliches Herz war in großer

Angst und Sorge, mein Bruder schwebte in steter Lebensgefahr, weshalb ich den lieben Gott jeden Abend inbrünstig bat, er möchte ihn vor Duellen bewahren. So viel ich weiß, hat er auch nie eins gehabt; jedenfalls hatte ich den Trost, daß ich nie von einer Verwundung oder dergleichen etwas hörte, und sah ein, daß Gott ihn beschützte.

Um Bruder Peter war ich seit jener Zeit ebenfalls in steter Besorgnis; das Gefühl des Verlassenseins und des Entbehrens des mütterlichen Schutzes mag der Grund dieser meiner Angstlichkeit gewesen sein. Die Sorge, welche mich um meinen treuen Kumpan und Altersgenossen, Bruder Peter, nicht weniger quälte als die Duell-Furcht, war sonderbarer Weise die: er möchte in der Schule in B., wo er sich damals befand, — ein Bier- und Weintrinker werden! Einige vermutlich etwas prahlerische Erzählungen von Festlichkeiten, die sie dort erlebt, und wo Bierflaschen eine wichtige Rolle spielten, hatten mir diese Angst ins Herz gegeben, und flehentlich beschwor ich meinen geliebten Petje, wenn er nach den Ferien in die Schule zurückkehrte, er möchte mir versprechen, kein Trinker zu werden! worüber er natürlich herzlich lachte. In brüderlicher Neclust sammelte er dann große Packen von Bier- und Weinflaschen-Etiketten von überall her, die er mir, als er zu den nächsten Ferien nach Hause kam, alle schenkte, mit der Bemerkung, er habe die Flaschen, zu denen sie gehörten, alle selbst ausgetrunken. Nun bat ich Gott ebenso inbrünstig auch für diesen

Bruder, der mir am Rande des Abgrunds zu wandeln schien; und wenn auch die Gefahr und Sünde, die mir so drohend für ihn schien, in Wirklichkeit nicht vorhanden war, und Peter allen Grund hatte, sich grade über diese meine Furcht lustig zu machen, — so meine ich doch, wenn ich jetzt daran zurückdenke, daß meine kindliche, aber aufrichtige Fürbitte auf dem Wege zu Gottes Thron nicht verloren gegangen ist, sondern auch ihren Segen gewirkt haben mag.

Bevor wir so in alle Winde verstreut wurden, was erst am Schlusse des Sommers geschah, blieben wir jüngeren Kinder noch eine Zeit lang mit Papa und Luise in der Stadt. Die Thätigkeit, welcher unser Vater sich gewidmet hatte, erforderte seine Anwesenheit in Reval, solange die feindliche Flotte den Hafen blockierte, und ein Bombardement oder sonstige kriegerische Actionen zu befürchten standen. Luise mochte ihn grade jetzt nicht allein lassen, und so blieben wir in der fast verödeten Stadt, aus der alles geflüchtet war, was nur fort konnte. Die Schulen waren alle geschlossen, und so hatten auch wir mehr Freiheit, als wünschenswert gewesen wäre, denn es fehlte uns doch zugleich der schöne freie Tummelplatz, den wir daheim auf dem Lande gehabt hätten. Ebba war 3 Jahre alt und leicht zu beaufsichtigen, wir aber, Bruder Ferdi, Better Louis und ich, waren in der Zeit so ziemlich uns selbst überlassen, denn aller Leute Gedanken waren auf den drohenden Feind, aller Augen auf die imposante englische Flotte gerichtet, und alles übrige verschwand dagegen.

Auch wir konnten uns nicht satt sehen und hören an allem, was mit der Kriegszeit zusammenhing, und waren noch zu jung, um den ganzen schweren Ernst der Sache zu verstehen. Vor allen Dingen war der Anblick der englischen Flotte ein immer neuer und stets interessanter, und wir drei kamen auf den Gedanken, uns einen ganz besonders günstigen und unge störten Beobachtungsposten einzurichten, da wir an den anderen Punkten, von wo man den Blick aufs Meer hatte, meist nicht lange verweilen durften.

Wir hatten in unsern vielen Mußestunden den Bodenraum unsers Hauses gründlich untersucht und gefunden, daß das riesig große, fast mannshohe Wassergefäß, welches, auf Anordnung des Militärchefs, auf dem Bodenraume eines jeden Hauses sich befinden und stets mit Wasser angefüllt sein mußte, um für den Fall eines Bombardements rascher Hilfe bringen zu können, — daß dieser Riesenkübel sich auf unserm Boden ganz dicht unter einer Luke befand, die aufs Dach hinausging; dieses aber stieß etwa 6—7 Schritte von da an die alte Schloßmauer, die ganz breit und mit üppigem Gras bewachsen war — und den herrlichsten Ausblick auf die offene See mit der feindlichen Flotte darbot. Nur dies eine Ziel vor Augen, besannen wir uns nicht lange. Der eine Knabe erklimmte den Rand des Wasserbehälters und schwang sich von dort in die offene Luke, der andere bot mir seinen Rücken als bequemeren Übergang zu dem immer noch recht hohen Rande des Wasserbehälters dar, auf den nun auch ich

mich hinaufschwang und nun wiederum meinem Helfer die Hand hinunterreichte, während ich mich mit der andern an einem Dachsparren festhielt. So waren wir drei oben und auch bald zur Dachluke hinaus auf dem alten, hohen, ganz steil abfallenden Ziegeldach. Hier kletterten wir auf allen Vieren bis zum Schornsteine hin, an den wir uns halten konnten, und von dem aus wir dann mit einer kühnen Schwenkung auf die alte Schloßmauer gelangten.

Bei dieser halbsbrecherischen Expedition waren wir uns dessen nicht klar bewußt, daß der geringste Fehltritt, schon beim Erklimmen des Wasserkübels, uns unfehlbar den Tod gebracht hätte, denn keiner von uns hätte den andern herausziehen können, und das Wasser ging weit über unsere Köpfe. — Daß die Kletterpartie auf dem Dach nicht ganz ungefährlich war, fühlten wir wohl, aber im Klettern geübt und unerschrocken, wie wir waren, erhöhte das nur den Reiz des Unternehmens, das wir als herrlich gelungen und sehr lohnend ansahen, als wir nun im hohen, dustenden Graße der alten Mauer uns lagerten, den unverkürzten Ausblick aufs Meer und die Schiffe genossen, und dazwischen in den Schloßhof hinabguckten, wo die armen Gefangenen in ihren grauen Kitteln herumspazierten, und dann wieder in die Küchen und Hinterhöfe verschiedener Häuser. Es fiel uns nicht ein, daß wir eine Unart begingen, und als wir dann nach einiger Zeit unsern Rückzug ebenfalls glücklich ausführten, waren wir ganz begeistert von diesem neuentdeckten

Belvedere, und nahmen uns vor, uns noch oft dorthin zu begeben.

Ein paar Mal hatten wir es auch ausgeführt und bereits eine große Geschicklichkeit dabei gewonnen, als ich eines Tages, voll Entzücken über diese anregende Expedition und die lohnende Aussicht, Luise davon erzähle, und es mir innig bedaure, daß sie zu ungeschickt im Klettern sei, um an unsern Lieblingsplatz zu gelangen. Die arme Luise verfärbte sich vor Schreck: „Wo, sagst Du, ist euer schöner Aussichtspunkt?“ fragte sie entsetzt.

„Auf der Schloßmauer, Luisehen, die ist herrlich breit und bequem“, erwiderte ich beruhigend, „da ist es garnicht, garnicht gefährlich, — man kann sich quer drüber hinlegen, so breit ist sie“.

„Ja, aber wie kommt ihr hin?“

„Ach das geht ganz leicht: erst schwingt man sich auf die große Wassertonne, dann durch die Luke aufs Dach, da kann man sehr bequem bis zum Schornstein klettern, und von dort geht es mit einem Schwung auf die Mauer, die ist etwas tiefer als das Dach, aber wirklich sehr bequem und garnicht gefährlich — ganz gewiß, liebe Luise!“

Ich war doch allmählich etwas zweifelhaft geworden während meines Berichtes, ob es allen Menschen so einfach und bequem erscheinen würde wie uns, und mußte nun erleben, daß meine beruhigende Schilderung Luise's Gesicht nur immer länger machte, und sie dann mit ernstem Tone sagte: „Jetzt führe mich

auf der Stelle hin, ich muß das alles sehen.“ Weiter als bis vor die Cisterne und vor die Luke gelangte sie natürlich nicht, — aber das genügte; — ein strenges Verbot, diese Expeditionen zu wiederholen und ein Verweis dafür, daß wir sie überhaupt unternommen, machte der Sache eine Ende. — Ich glaube aber, daß sie nicht wenig dazu beitrug, Papa und Luise den Entschluß fassen zu lassen, daß letztere mit uns Kindern nun aufs Land hinauszog, wo wir unsern Thatendrang auf weniger lebensgefährliche Weise befriedigen konnten.

10.

Wieder auf dem Lande.

Wir waren nun wieder in unsrer geliebten Heimat; ach, aber wie öde und verwaist war sie jetzt ohne die teure Mama, — und auch unser armer Papa von uns fern! Die erste Zeit empfanden wir es sehr, trotz der Freude, all die lieben Stellen und Orte wiederzusehen.

Allmählich fanden sich noch mehr Personen ein. Unser ältester Bruder brachte den Sommer mit uns zu, eine alte Freundin meiner Mama ebenfalls. Sie gab mir täglich ein paar Stunden, im übrigen war

ich ganz frei. Bruder Peter kam auch nach Hause, und gleichzeitig die beiden Knaben, von denen Nix, der jüngere, damals seinen Hut der Liane hatte überlassen müssen; und endlich kam aus der Nachbarschaft auch noch ein Freund Peters, Richard K., auf ein paar Wochen ganz zu uns, so daß sich bald ein sehr reges Leben in Garten und Wald und Feld entwickelte.

Wir waren nun ja schon recht große Kinder, und demgemäß gestalteten sich auch unsre Spiele jetzt anders als sonst. Peter, Richard und Nix waren 14- und 15 jährige Knaben, ich war eben 12 geworden, und Ferdinand und Louis waren 10 Jahr alt. Mit solchen Kräften ließ sich schon was unternehmen, und wir beschlossen im hohen Rat nichts geringeres, als eine uneinnehmbare Schanze aufzuführen, in welcher wir uns, im Fall die Engländer landeten und bis zu uns vordrängen, heldenmütig verteidigen könnten.

Dieser Plan wurde von Luise freundlichst genehmigt; zur Ausführung desselben wurde uns ein mit etlichen Tannen und Kiefern bestandener Hügel, der sogenannte Bielskyberg, ganz und gar überlassen, wir konnten damit thun und machen, was wir wollten; noch mehr, die gute Luise mußte den Verwalter dazu zu bewegen, uns ein altes lebensmüdes Arbeitspferd, Burka, abzutreten, — und gab den Knaben die Weisung, sie dürften sich Rasen stechen, Äste für Faschinen hauen, Sand anschleppen, — alles so viel sie wollten, — aber nicht in der Nähe des Hauses, sondern ein paar Werst weiter, an einer Stelle, die dafür bezeichnet wurde.

Nun ging es an ein Arbeiten im Schweiße unsers Angeichts, um erst alles Material herbeizuschaffen. Die großen Knaben zogen mit Burka und einem Leiterwagen in den Wald und schleppten Holz und Rasen an, — wir kleineren Arbeiter karrten mehr aus der Nähe Sand herbei, und sobald eine stattliche Menge Baumaterial auf dem Bielskyberg zusammengeführt war, ging es ans Bauen der Schanze, deren Riß natürlich zuvor genau und sauber auf ein Blatt Papier gezeichnet worden war. Unermüdtlich arbeiteten wir; die großen Jungen hatten die schwere Arbeit, wir drei „Kleinen“ thaten Handlangerdienste — alle waren wir befeelt von dem Feuereifer und Hochgefühl, ein Werk auszuführen, das möglicher Weise zur Lebensrettung vieler Menschen beitragen würde!

In den Pausen, wenn man mit der Arbeit inne hielt, wurde dann meist die Kriegstüchtigkeit des noch unvollendeten Baues erprobt, indem die Knaben sich in zwei Parteien teilten, von denen die eine die Schanze verteidigte, die andere sie zu stürmen suchte. An diesen Kämpfen nahm ich keinen teil, dagegen machte ich mich in anderer Weise um die Arbeitenden und Kämpfenden verdient, indem ich, wenn die Ruhestunde nahte, über die Wiese, quer durch das damals ausgetrocknete Flussbett, nach Hause wanderte, und dann nach einiger Zeit, mit Mundvorrat beladen, wieder auf dem Bielskyberg erschien, wo dann bei meinem Anblick meist das Kriegsgetümmel verstummte, und die streitenden Parteien sich zu einem friedlichen Mahle unter einem der Bäume

niederließen, wobei sie tapfer und wacker, statt auf einander, in die mitgebrachten Vorräte, einhieben. Diese bestanden aus Brot und Butter, saurer Milch, wie sie bei uns die Bauern in runden Holzgeschirren, Lehker genannt, mit auf die Arbeit zu nehmen pflegen, aus gesalzenen Fischen und Kartoffeln, die wir immer selbst in der Asche eines angemachten Feuers abkochten.

Luije mochte befürchten, daß wir in unserm Thaten-
durst nicht Maß zu halten wüßten, und uns allzusehr abarbeiteten, weshalb sie nach einiger Zeit die Bestimmung traf, daß wir nur eine bestimmte Anzahl von Stunden an unsrer Schanze arbeiten durften. Die übrige Zeit wurde dann auch köstlich mit andern Spielen ausgefüllt; — besonders beliebt war ein Seekrieg, der mit Schiffen und Booten, die Richard und Peter aus Kiefernrinde schnitzten, in dem seichten Wasser des Flusses ausgefochten wurde, wo noch welches bei der ungewöhnlichen Dürre jenes Jahres zu finden war.

Öster hieß es auch: Kinder, heute fahren wir auf den ganzen Tag in den Arro! — ein hübsch bewachsener Heuschlag, einige Werst vom Wohnhause — und das war allemal ein großer Jubel. Dann kam der altmodische, lange Jagdwagen vorgefahren, „die lange Linie“ genannt, ein paar Körbe mit Schwaaren und einiges Kochgeschirr wurde mitgenommen, und nun gab es im Walde ein wonniges Leben, an das ich noch jetzt mit Entzücken zurückdenke.

Bei solchen Gelegenheiten nahm Luise jedesmal etwas schönes zum Lesen mit, und wenn wir uns dann zur Genüge herumgetummelt und das frugale Mahl eingenommen hatten, das nie und nirgends so gut mundete wie dort im Arvo, dann setzte Luise sich unter einen schönen, freistehenden Baum, wir alle lagerten uns im Schatten desselben und lauschten mit Spannung den Gedichten und Erzählungen, die sie uns mit Begeisterung vorlas.

So ging der Sommer hin, die Ferien nahten ihrem Ende. Als im August die englische Flotte plötzlich wieder abzog, und die Kriegsgefahr für unser Ländchen beseitigt war, war auch grade unsre Schanze fertig geworden. Sie sah sehr stattlich aus, und mit Stolz betrachteten wir unser Werk. Es wurde eine große Einweihungsfeier veranstaltet, an der auch die Erwachsenen teilnahmen, wobei sie den Namen „Concordia“ erhielt, was Nix der versammelten Menge in schwungvoller Rede verkündigte, — worauf eine splan- dide Bewirtung mit Früchten, Sandkuchen und Limonade stattfand, wofür die gute Luise in verständnisvollster Weise gesorgt hatte.

II.

Von Hause fort.

Nun war die Stunde der Trennung von all den Lieben und der Heimat für uns Schulkinder gekommen, jedes kehrte in seine Schule zurück. Ich trat in die Erziehungsanstalt im Stift F. ein, — und damit begann für mich, ohne daß ich es damals hätte ahnen können, das, was man die Schule des Lebens zu nennen pflegt, in der es gilt, andere und schwierigere Dinge zu lernen, als die in den Büchern stehn, und die in den Kopf hinein sollen. In dieser Schule lernt man zuerst buchstabieren in den Kapiteln, die die Überschrift tragen: „Geduld“, „Entsagung“, „Gehorsam im Leiden“, „Vertrauen auf Gott“, „Hoffnung“, „Freudigkeit“; — aber man lernt die Kapitel nie zu Ende, und lernt sie auch nicht auswendig, — sondern inwendig.

Das ganz neue und fremdartige im Stift war mir von großem Interesse, das streng geregelte Leben, das Zusammensein mit so vielen Mädchen — es waren mit mir 25 Schülerinnen von verschiedenem Alter beisammen — die großen, hohen Räume und langen Korridore, welche noch daran erinnerten, daß es ursprünglich ein altes Kloster gewesen war, — das alles gefiel mir sehr gut und imponierte mir, doch dauerte es nicht gar lange, so sehnte ich mich nach der gewohnten

Freiheit, dem Tummeln in Garten, Wald und Flur, und ein Gefühl von Heimweh und Sehnsucht nach den Meinen blieb fest im Herzen sitzen, obgleich ich, meiner Eigentümlichkeit gemäß, es Niemandem eingestand, mit meinen Kameradinnen vergnügt und besonders zu allen Spielen aufgelegt war, wo es zu laufen und zu springen gab; — das geliebte Klettern paßte leider nicht ins Stiftsprogramm.

Nur während der einzigen Stunde, die ich allein, von anderen ungesehen war, nämlich während ich in einer der „Zellen“ (am Korridor gelegene Zimmer) meine Klavierübungen machte, ließ ich meinem Gefühle freien Lauf, und während die Finger ihre Dur- oder Molltonart bearbeiteten, rannen mir die Thränen über die Wangen und fielen auf die Tasten, die ich dann wieder mit dem Taschentuch abputzen mußte, wobei sich mir zuweilen mitten im Kummer die praktische Betrachtung aufdrängte, daß das alte Klavier diese Wäsche gut brauchen könne, nachdem es Jahr für Jahr von so vielen Kinderhänden, die nicht immer die saubersten sind, bearbeitet worden!

In der Schule kam ich gut fort; mit meinen Mitschülerinnen lebte ich fröhlich und friedlich, sie waren gleich bei meiner Ankunft sehr herzlich und freundlich gegen mich und erleichterten mir dadurch das Einleben, und so war mir, trotz des Bodensatzes von Heimweh, das alte Stift bald lieb geworden. Aber meines Bleibens dort sollte nicht lange sein.

Zum Schluß des Semesters stellten sich in meinem linken Knie in Folge von Überanstrengung Schmerzen ein, die ich, da sie mir anfangen störend zu werden, der Klaffendame und anderen klagte. Sie hielten es jedoch nicht für bedeutend, und ich mußte die gymnastischen Übungen, durch die ich die Schmerzen bekommen hatte, ruhig fortsetzen. Als ich zu Weihnachten nach Ruß zurückkehrte, wo wir alle uns versammelten, und wohin auch unser lieber Vater von Petersburg her auf Urlaub kam, da waren meine Schmerzen bereits so arg, daß sie mich am Schlafen hinderten, und als nun der Arzt geholt und befragt wurde, erklärte er, es sei ein langwieriges und bereits sehr vorgeschrittenes Leiden, die weiße Kniegeschwulst. Ich solle meinen Geduldsfaden lang spinnen, sagte er, gesund könne ich mit Gottes Hülfe wohl noch werden, aber viel Zeit würde es brauchen, und während dieser Zeit sei absolute Ruhe des kranken Gliedes die erste Bedingung der Genesung.

Mir ging es wie ein Stich durchs Herz, als der alte freundliche Herr mir das Alles sagte. „Lange still liegen!“ dachte ich — „am Ende gar 14 Tage lang!“ — weiter reichte mein Vorstellungsvermögen für stille halten nicht.

„Wird es am Ende 10 oder 14 Tage dauern, daß ich nicht gehen kann?“ fragte ich zaghaft.

Der Doktor schwenkte sein weißes Taschentuch, das er meist in der Hand zu halten pflegte, durch die Luft, anstatt mir zu antworten. Als ich ihn aber immer

noch fragend ansah, sagte er: „Vierzehn Tage wird es jedenfalls dauern, liebes Kind, die halte nur geduldig aus, und wenn es dann noch nicht besser ist, knüpf' nur wieder ein Fädchen Geduld an; daß du wieder gesund wirst, glaube ich ganz gewiß.“

Nun mußte ich die erste persönliche Bekanntschaft mit Blutegeln machen, was mir keineswegs erfreulich war; — dann kam eine Kurmethode an die Reihe, bei welcher Streifen von spanischem Fliegen-Pflaster ums kranke Knie wie ein Ring herumgelegt wurden, jeden Tag immer wieder ein frischer; — dann kam eine Jodkur, die mir arge Schmerzen verursachte, weil auf die wunde Haut immer wieder frisch das Jod gepinselt wurde, — und daneben die zunehmenden Schmerzen im kranken Knie selbst, — kurz das waren Zeiten, von denen es sich sagen ließ: „Sie gefallen mir nicht.“

Meine Umgebung war sehr gütig und freundlich gegen mich, ich selbst von lebhaftem Sinn und von Natur heiter, so kam ich leichter über die ersten Wochen des Krankseins hinweg, als ich es hätte denken können, und später that die Gewohnheit und die wachsende Übung in der Geduld und dem Stillehalten im Leiden auch das ihre, vor allem aber wohl die heißen Gebete unster treuen Luise und mein eigenes Aufschauen zu Gott, den ich um Geduld und Hilfe bat, — so daß ich keineswegs ein gedrücktes, trübseliges Dasein führte, obwohl ich keine Stunde ohne Schmerzen und ganz ans Bett oder das Sofa gefesselt war. Es entstand nun die Frage: was mit mir beginnen? Nach Peters-

burg durfte ich des schlechten Klimas wegen nicht, mit Reval, wo wir keinen eigenen Hausstand mehr hatten, hatte es auch seine Übelstände, mit der Schule im Stift, wo es gut ging, ganz abzubrechen, that Papa und Luise leid, um so mehr, als ich dort in der Nähe unsers Arztes blieb, und derselbe erklärte: da mein Leiden voraussichtlich mehr als ein Jahr dauern würde, fände er es ganz ratsam, daß ich ins Stift zurückkehrte, und bei sorgfältiger Pflege und Behandlung soweit am Unterricht teilnehme, als meine Kräfte es erlaubten. Er selbst wolle dann regelmäßig hinkommen und den Verlauf der Krankheit und mein Befinden beobachten und nach Kräften für mich sorgen. So wurde denn beschlossen, daß ich, sobald ein milderer Tag die zweistündige Fahrt im festen Schlitten erlaubte, in die Schule zurückkehrte.

12.

In der Schule krank.

Man hatte nach reiflicher Überlegung gemeint, das zweckmäßigste für mich beschlossen zu haben — aber in der Ausführung fällt eben manches anders aus, als es sich in der Vorstellung ausnimmt; — so war es auch in diesem Fall.

Im Stift waren alle Personen von der herzlichsten und freundlichsten Gesinnung für die Kinder erfüllt, und auch mir, dem kranken Kinde, das jetzt in die Anstalt zurückkehrte, wollte gewiß ein jeder das Beste anthun. Nichtsdestoweniger fehlte es an der richtigen Einsicht und Erfahrung darin, wie ein zartes, von schmerzhafter Krankheit ergriffenes Kind zu behandeln ist, und mein zu Fröhlichkeit und Scherz geneigter Sinn, der das Klagen über Schmerz und Unbequemlichkeit gewissermaßen als etwas Unerlaubtes ansah, und sich leicht zerstreuen und von seinen Leiden abbringen ließ, mochte mit dazu beigetragen haben, daß meine Umgebung mit dem besten Herzen mir eine ganz verkehrte Behandlung zu teil werden ließ. Ich schlief anfangs mit den anderen Kindern im großen Schlafsaal, wurde dann morgens in die Klasse getragen, wo ich, wie jedes andre Kind, auf einer harten Holzbank ohne Lehne saß, mein krankes Bein auf eben solch einer Bank vor mir ausgestreckt, wobei ich es als eine besonders glückliche Fügung ansehen lernte, daß in der Mitte einer jeden Bank ein ovales Loch angebracht war, um sie leichter fassen und tragen zu können, — denn in dieses Loch placierte ich den Knöchel am Fußgelenk, der sonst ganz schmerzhaft und rot wurde vom Aufstützen auf dem harten Holz. In dieser Stellung saß ich die ersten Wochen lang all die Stunden hindurch, in denen Schule war, und hatte ganz dasselbe zu leisten, wie all die gesunden Kinder um mich her. Oft war ich durch dies unbequeme Sitzen so von

Schmerzen im ganzen Körper geplagt, daß ich mich, wenn eine Freistunde kam, rasch auf den kalten, harten Fußboden setzte, wo ich doch meinen Rücken ausruhen konnte. In dieser Stellung sah mich einmal, wenn ich nicht irre, die Priorin, die vielgeliebte und von mir innig verehrte Vorsteherin der Anstalt, und befragte mich über den Grund meines ungewöhnlichen Ruheplatzes. Als ich ihr denselben erklärt hatte, ließ sie mir rasch einen Strohstuhl mit Lehne aus dem anstoßenden Speisezimmer in die Klasse stellen, und bald darauf schenkte sie mir einen kleinen, hübschen Strohstuhl, um den kranken Fuß drauf zu stützen, den ich viele Jahre hindurch als liebes Andenken behalten habe. Jetzt kam ich mir ganz sybaritisch eingerichtet vor, und die Stunden waren keine solche Qual mehr.

Leider erkrankte unser guter alter Doktor lebensgefährlich und hat kein Mal in die Anstalt hinüber kommen können, so daß alle Anordnungen in Betreff meiner Behandlung ohne sein ärztliches Gutachten getroffen wurden. Dazu kam, daß unsre liebe Priorin bald nach meiner Ankunft auf viele Wochen verreisen mußte, und die Zurückbleibenden mehr darauf bedacht waren, alles im ruhigen Gleise so fortgehen zu lassen, wie sie es bestimmt hatte, und augenscheinlich nicht darauf verfielen, daß eine dieser Bestimmungen vielleicht ganz unzweckmäßig sein könnte und der Änderung bedurfte.

Vor ihrer Abreise hatte Tante Minna, so wurde die Priorin von den meisten genannt, um meine Lage

zu verbessern und das Tragen durch den kalten Korridor zu vermeiden, die Anordnung getroffen, daß mein Bett in das Klassenzimmer gestellt werden sollte, in dem ich meine Stunden hatte. Dadurch konnte ich den ganzen Tag auf dem Bette liegen und von dort an dem Unterrichte teilnehmen. Ich freute mich sehr über diese Einrichtung, denn jede Bewegung erhöhte meine Schmerzen, die mich jetzt Tag und Nacht quälten, und durch die Kuren, die ich brauchte, namentlich jene Jodpinselungen, nur noch gesteigert wurden, — da war es sehr erfreulich, still auf meinem Lager bleiben zu dürfen.

Bald aber lernte ich auch die Schattenseiten dieser Verbesserung kennen. Am Tage ging es am besten, denn da zerstreute mich das muntre und eifrige Schultreiben, und meine Aufmerksamkeit wurde von meiner eigenen Person ab auf Geschichte, Geographie, Grammatik und andere Dinge hingelenkt, und die Zeit ging schnell genug dahin. kamen aber die Nachtstunden, so begann ein anderes, qualvolles Leben für mich. Das Klassenzimmer lag weit ab von allen Schlafzimmern, ringsum waren all die großen, hohen Räume totenstill und öde, nur das Schnarchen einiger Mägde, die in einem anstoßenden Zimmer schliefen, tönte in meine Einsamkeit und Verlassenheit hinüber, — aber kein Rufen und Schreien meinerseits erweckte je diese kräftigen Schläferinnen, so daß mir ihr Schnarchen zuletzt wie Hohn erschien, und ich bisweilen, wenn ich nach einem Tropfen Wasser schmachtete und vergebens

meine Stimme anstrengte, um eine der Mägde zu wecken, schließlich ein Gefühl des Grauens vor diesen unbarmherzigen Tönen bekam und mir die Ohren zuhielt, um sie nicht zu hören. So lag ich da, Nacht für Nacht, ohne schlafen zu können, in vollständiger Finsternis und Einsamkeit, mich in meinen Schmerzen oft windend, und Stunden lang weinend vor innerem und äußerem Weh. Immer und immer schrie mein Herz nach der geliebten Mutter, und oft rief ich ihren Namen laut in die Dunkelheit und Einsamkeit hinaus, — aber die leeren Wände hallten von meinem Rufe wieder, und es wurde mir schauriger als zuvor.

Wenn Mondschein war, schien der silberhelle Wintermond, von keinem Vorhang gehindert, durch das hohe Fenster ins Zimmer. Dann zeichnete sich der Schatten des großen Kreuzholzes desselben scharf und schwarz auf dem hellen Lichtbild des Fensters am Fußboden ab, und die Arme dieses Schattenkreuzes reichten bis dicht vor mein Bett. Dies konnte zu Zeiten meine durch Schmerzen, Fieber und Schlaflosigkeit aufgeregte Phantasie geradezu martern. Es kam mir dann vor, ich bringe die Nacht draußen auf dem Friedhof zu, das grelle Mondlicht am Boden war der Schnee, der jetzt meiner Mutter Grab bedeckte, und das schwarze Kreuz trug ihren Namen. Dann zog ich mir die Decke über den Kopf, aber immer noch sah ich das schwarze Kreuz vor mir, und unwiderstehlich zog mich's dann wieder hinzusehn. So hörte ich eine Stunde nach der andern schlagen, und nicht selten war es fünf,

eh' ich, vom Weinen ermattet, mein geängstetes Herz durch ein Gebet zu meinem himmlischen Vater beschwich- tigte und endlich einschlief.

Aber lange konnte diese Ruhe nicht währen, da schon um $\frac{1}{2}6$ oder spätestens um 6 die Mägde ihr Schnarchen einstellten, und statt dessen die Zimmer zu kehren begannen, wobei sie in den Klassenräumen die Holzbänke mit großem Lärm auf einander türmten und wieder heruntersetzten, so daß ich trotz aller Müdigkeit erwachen mußte. Um 7 wurde es dann im Hause lebendig, und um $\frac{1}{2}8$ kamen die Kinder aus dem Schlaftaal hervorgewimmelt und verteilten sich nach eingenommenem Frühstück in die Klassenzimmer. Von da ab ging wieder das Tagesleben für mich an, wobei aber auf die Dauer der ewige Lärm und Spektakel meine Nerven sehr angriff, so daß ich mich auf die stille Stunde, wo die Kinder spazieren gingen, wie auf einen Hochgenuß freute. Ich hätte diese Stunde zum Schlafen benutzen können und sollen, wenn man es nicht so eingerichtet hätte, daß gerade zu der Zeit meine schmerzhafteste Jodpinselung vorgenommen wurde, deren Nachwirkung diese eine freie Stunde lange überdauerte. Mit Thränen des Mitleidens in den Augen vollführte die stets freundliche Vice-Priorin, Tante Clementine, diese Proceedur, die sie mir gewiß gern erspart hätte.

So vergingen drei lange Monate. Gegen Ende derselben trat eine für mich angenehme Veränderung dadurch ein, daß eine andere Mitschülerin ebenfalls ein

frankes Knie bekam, und man sie sogleich mit ihrem Bett ins anstoßende Klassenzimmer placierte. Nun hatte die absolute Einsamkeit und das Grauen für mich ein Ende; wir konnten uns zwar nicht helfen und nicht den geringsten Dienst leisten, aber wir konnten mit einander reden und uns ein fröhliches oder ein tröstendes Wort zurufen. Ich kam mir wie erlöst vor; die arme Emilie freilich fand die Lage keineswegs erfreulich, da sie sie nicht mit einer schlimmeren vergleichen konnte.

Kurze Zeit darauf trat eine vollständige Wendung in unser beider Lage ein.

Die Mutter einer meiner Mitschülerinnen, eine alte Freundin meiner Mutter, welche uns Kindern stets die wärmste Liebe erzeigt hatte, kam eines Sonntags ins Stift, um ihre Tochter zu besuchen. Als sie ins Klassenzimmer trat, um auch mich zu begrüßen, war sie so erschüttert durch meinen Anblick, daß sie in Thränen ausbrach. Ich muß in den wenigen Monaten sehr elend geworden sein, doch hatten die Personen, welche mich täglich sahen, natürlich nicht den gleichen Eindruck davon. Die treue, mütterlich fühlende Tante Zulchen wollte mich gleich mit sich nehmen, denn sie überfah mit ihrem erfahrenen Mutterauge die Situation sofort und erklärte: sie könne es nicht ansehen, daß ich so verkomme, das sei keine Umgebung und Pflege für ein schwerkrankes, ohnehin nicht kräftiges Kind. Mir wurde das Herz ganz warm bei ihren liebevollen Worten, und gern wäre ich mitgefahren, doch mußte ich, daß

mir das bei der strengen Winterkälte, die wir noch hatten, nicht erlaubt werden konnte.

Tante Zulchens Besuch änderte aber mit einem Schlage meine ganze Lage. Sie hatte den maßgebenden Personen die Sachlage klar gemacht, und da es ja nie an guter Absicht und liebevoller Gesinnung gefehlt hatte, sondern lediglich an der rechten Einsicht und dem genauen Eingehn in die Bedürfnisse der Kranken, waren wir, Emilie und ich, schon am folgenden Tage wie mit einem Zauberschlage in eine andere Welt versetzt. Mir räumte die gute Tante Clementine ihr eigenes, weiches Bett ein, in einem stillen Zimmer, wo ich schlafen konnte, so viel und so lange ich wollte, und meine Schmerzen es zuließen. Am Tage lagen Emilie und ich auf einem weichen Ecksofa im Gesellschaftszimmer einander gegenüber und unterhielten uns, so gut wir konnten, wurden von den freundlichen Damen liebevoll gepflegt, und fühlten uns wie im Paradiese.

Einige Tage später hatte ich die unbeschreiblich große Freude, meine liebe Luise mit der kleinen Schwester Ebba aus Reval ankommen zu sehn. Tante Zulchen hatte nicht geruht, sondern ihr sofort nach ihrem Besuch im Stift geschrieben, wie sie mich gefunden habe, — und da war Luise unverzüglich aufgebrochen, trotz der beinah unfahrbaren Wege, und wollte mich nun mit sich auf unser Gut nehmen. Einige Tage verweilte sie unter dem stets gastlichen Dach des alten Stiftes, dann benutzte sie den ersten etwas milderen Tag, um mich ins alte Elternhaus zu transportieren.

Mit wehmütigem und dankbarem Herzen verließ ich das Stift, ich hatte es trotz der schweren Zeit, die ich dort verlebte, sehr lieb gewonnen, denn auch die Übelstände, unter denen ich hatte leiden müssen, erschienen mir damals als ganz selbstverständlich in einer großen Anstalt; — ich hatte immer die Empfindung davon gehabt, daß mir alle mit Liebe und Freundlichkeit begegnet waren. In all jener Trübsalszeit hatte ich nie das bittere Gefühl gehabt, daß ich auf Kälte oder Lieblosigkeit gestoßen sei, sondern hatte viel Theilnahme und Güte von allen Seiten erfahren. Jetzt verließ ich das ehrwürdige alte Stift, um nicht wiederzukehren, nach einem Aufenthalt von nur 8 Monaten, die mir aber wie Jahre erschienen, durch das Viele, was ich in der Zeit innerlich hatte durchleben müssen. Ich war um vieles älter geworden, als ich nun die geliebte Heimat wieder sah.

13.

Fortdauernde Krankheit.

Von Jahren, welche nun für mich folgten, will ich Dir nicht ausführlich erzählen, mein Kind, — fuhr die Mutter am nächsten Tage fort — denn da mußte ich viel von Schmerzen und Leiden, schlaflosen Nächten, Entbehrungen und Geduldsproben verschiedener Art

berichten, und daran hat weder der Hörende noch der Erzählende eine Freude. Freilich hätte ich auch als Gegenstück viel gutes und freundliches aufzuzählen — vor allem die große Güte aller Menschen, mit denen ich in Berührung kam, die liebevolle Pflege, die mich umgab, und manches andere mehr, — aber wenn ich von diesen fünf Jahren der Krankheit, die jetzt folgten, ein lebendiges Bild entwerfen wollte, würde es eine ganze Geschichte für sich abgeben. Nur das will ich Dir sagen, daß ich diese Prüfungsjahre, die ich zum größten Teil in der Fremde, allein mit der guten Tante Sophie, und fern von meinem geliebten Vaterhause und meinen Liebsten verbringen mußte, nicht nur in meinem spätern Leben als eine ganz besonders gütige und weise Führung Gottes erkannt habe, da sie mich für schwerere Zeiten, die meiner harrten, vorbereitet haben, sondern ich durfte, durch Gottes Gnade, es schon während meiner Krankheit erkennen und fühlen, daß sie gut für mich war. Je älter ich wurde, um so schärfer empfand ich zwar das Schwere meiner Lebensführung, denn die Krankheit schien nicht weichen zu wollen, und ich war der festen Überzeugung, daß ich mein ganzes Leben hindurch meine zwei Krücken zu Begleitern haben würde, und nie an all den Freuden und Arbeiten gesunder Menschen würde teilnehmen können, — aber trotzdem wuchs meine Erkenntnis des großen Segens, der für mich in alledem lag, und ich erinnere mich mancher schlaflosen Nacht, in der mir anfangs meine Schmerzen und eine aufsteigende

Verzagtheit Thränen entlockt hatten, und die dann, wenn ich alles erwog und überdachte, damit endigte, daß mein Herz von überströmender Dankbarkeit zu Gott, meinem Heilande, erfüllt war, den ich in diesen Zeiten wirklich kennen und mich an ihn halten gelernt hatte, und daß ich dann zum Schluß die reinen Freudestränen weinte, und manches Mal mit diesem beruhigten Gefühle köstlich eingeschlafen bin, trotz der Schmerzen.

So stetig und fest die Krankheit bei mir verharrte und mein persönliches Leben zu einem recht eintönigen machte, so bewegt und wechselvoll gestaltete sich von nun an mein äußerer Lebenslauf. Nur einmal bin ich 9 Monate lang an ein und demselben Ort geblieben, — sonst waren 5—6 Monate die längste Zeit, die ich in gleichen Verhältnissen, mit denselben Menschen und Umgebungen verlebt habe, — und dies beständige sich einleben, lieb gewinnen und dann scheiden müssen, war mir schwerer zu tragen als das körperliche Leiden. Wenn es jemandem von Kindheit und Jugend auf in eindringlicher Weise gepredigt worden ist, daß wir hier keine bleibende Stätte haben, sondern die zukünftige suchen sollen, die droben ist, — so bin ich es, wahrlich, gewesen.

14.

Von Hause fort.

In Kürze will ich Dir nun aber doch noch den äußeren Verlauf meiner letzten Kindheitsjahre schildern, denn ich hab Dir ja versprochen, von meiner Kindheit „bis zu Ende“ zu erzählen.

Nachdem ich also von Luise aus dem Stift ins leere, stille Elternhaus transportiert worden war, kam eine böse Zeit für uns. Mein Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag, ich bekam eine Knochenhautentzündung am kranken Knie, und die Folge davon war, daß der Knochen selbst erkrankte. Gleichzeitig war die arme Luise schwer krank an der Ruhr, die damals sehr herrschte und viele Opfer forderte, — und auch ich war davon befallen. Doch erholten wir uns beide wieder so weit, daß wir im Sommer nach Hapsal, in das heilkräftige Schlammbad, reisten. Dort kam ich in die Behandlung eines ausgezeichneten Arztes, der bei seiner Kurmethode nicht nur das kranke Bein, sondern den ganzen Menschen im Auge hatte, und mir von vorn herein erklärte, ich solle die Hoffnung auf einstmaliges Gesundwerden nicht aufgeben, mich aber auf ein Kranksein von mehreren Jahren — vielleicht 4 oder 5 — gefaßt machen, und alles dran setzen, in dieser Zeit „den Kopf oben zu halten,“ und so vergnügt und zufrieden als nur immer möglich sein, — denn,



sagte er, — wenn mein Herz und Sinn nicht gesund und frisch seien, könne auch mein Bein nicht gesund werden.

Diese Worte prägten sich mir tief ein, und sind mir zur Richtschnur meines Verhaltens während der ganzen Krankheit geworden, — die auch richtig 5 Jahre gedauert hat. Die Hoffnung auf einstmaliges Gesundwerden war freilich nicht lebendig in mir geblieben; ich hatte eine gewisse Angst, darin enttäuscht zu werden, und malte mir meine Zukunft daher nie in rosigem Lichte aus. Mein guter Doktor half mit seinem trocknen Humor, für den ich viel Sinn hatte, an seinem Teile kräftig mit, mir den heitern Sinn zu erhalten, und da er all die folgenden Jahre meine Behandlung leitete, und brieflich wie mündlich mir immer wieder das „Kopf über Wasser halten“ erleichterte, habe ich ihm weit mehr zu verdanken, als bloß eine gewissenhafte und geschickte Behandlung meines Leidens, und habe ihm zeitlebens die wärmste Dankbarkeit bewahrt.

Hier in Hapsal bekam ich zum erstenmal ein paar Krücken, und da ich einen leichten und gewandten Körper hatte, erschienen sie mir nach dem langen Liegen und der gänzlichen Abhängigkeit weniger wie Krücken als wie Flügel! Jetzt konnte ich doch endlich wieder selbst hingelangen, wohin ich wollte, und sogar nach einiger Übung Kunststücke ausführen, über die meine arme Luise entsetzt die Hände zusammenschlug, und die allerdings eine gewisse Verwandtschaft mit jener Dachlufen-Expedition an den Tag legten, und mir wohlweislich untersagt wurden.

Den folgenden Winter brachte ich in Petersburg im väterlichen Hause zu. Das war aber ein leidensvoller Winter für mich, der mit einer schweren, äußerst schmerzhaften Operation schloß, die ich aushalten mußte, leider ohne den geringsten Erfolg. Das Chloroformieren war damals etwas ganz neues, und da ich ein sehr schwächliches Kind war, wagten die Aerzte nicht, es bei mir anzuwenden, — so mußte ich bei vollem Bewußtsein still halten. — Ich erntete übrigens bei der Gelegenheit den höchst unverdienten Ruhm mutigen Aushaltens, nur in Folge des Umstandes, daß ich während der recht lange dauernden Operation, die wie die Aerzte selbst sagten, eine der schmerzhaftesten war, nicht geweint und keinen Laut von mir gegeben habe, während sie mich wiederholt dazu aufforderten, doch ja zu schreien und zu weinen, weil das viel besser sei. Sie hielten mein stummes Aushalten für spartanischen Mut, während ich der geringsten Operation gegenüber der größte Hafensuß der Welt war, aber einfach von Natur die keineswegs erleichternde Eigenschaft hatte, zu verstummen, wenn mich ein Schreck, ein Schmerz oder sonst etwas tief erfaßte. Die belobigenden, sogar bewundernden Äußerungen der Aerzte beschämten mich tief, denn ich wußte ja, daß ich der erbärmlichste Feigling von der Welt gewesen war, und bei dieser Gelegenheit gewann ich zum erstenmal einen sehr lebhaften Eindruck davon, wie falsch die Urtheile der Menschen oft sein können, weil sie doch nur das äußere Gebahren beurteilen.

Der folgende Sommer verlief wieder in Hapsal, doch war ich durch das Hinzutreten eines neuen Leidens wochenlang in sehr bedenklichem Zustande, so daß die Meinen wenig Hoffnung hatten, mich am Leben erhalten zu sehen.

Indessen wandte es sich doch wieder zum Bessern, doch war ich jetzt so viel schwächer, daß man es nicht wagte, mich nach Petersburg zu bringen, wo das schlechte Klima meinen Zustand nur verschlimmern konnte.

Mein Vater und Luise mußten sich entschließen, mich von nun an nicht mehr in ihrer Nähe zu haben. Tante Sophie, die seit dem vor 1¹/₂ Jahren erfolgten Tode unsers Großvaters allein und ohne bestimmte Pflichten da stand, übernahm nun die Diakonissenarbeit meiner Pflege und Erziehung bis zu dem Zeitpunkt, wo ich deren nicht mehr bedürfte. Die ganzen folgenden Jahre genoß ich ihrer treuen Obhut und mütterlichen Sorgfalt. Ihr frischer, lebendiger Sinn und ihre liebevolle Art, auf mich einzugehen und mein Interesse für verschiedene Dinge zu wecken und zu pflegen, trugen viel dazu bei, mir die gänzliche Abgeschiedenheit von Mädchen meines Alters weniger fühlbar zu machen. Ihr bin ich viel Dank schuldig für ihre unermüdlige Pflege und fröhliche Geduld, mit der sie ihre verantwortungsvolle und gewiß nicht immer leichte Aufgabe drei Jahre lang durchgeführt hat, bis sie mich als erwachsenes und gesundes Mädchen in das Vaterhaus zurückgeleiten konnte.

Wir zogen für den nächsten Herbst und Winter in ein Städtchen, das in der Nähe von meines Doktors Landgut war, wo er stets den Winter verbrachte. Die Erinnerung an diese Zeit ist eine nicht grade angenehme, aber der häufige Umgang mit ein paar lieben jungen Mädchen in einigen befreundeten Häusern bildete helle Lichtpunkte in meiner damaligen Existenz.

Im Laufe des Winters war beschlossen worden, daß wir im Frühling ins Ausland ziehen sollten, und zwar auf ein paar Jahre. Das beglückte mich in hohem Maße, aber daneben betrückte mich die Aussicht, von den Meinigen so lange getrennt sein zu müssen, tief. Dieses Gefühl wurde indessen sehr beschwichtigt, als ich erfuhr, daß mein lieber Vater, dessen Gesundheit durch überangestregtes Arbeiten sehr gelitten hatte, Urlaub nehmen und die erste Zeit unsers Reiselebens mit uns teilen, ja sogar den ersten Winter mit uns in Venedig zubringen wolle.

15.

Reiseleben.

Das nun folgende Reiseleben, welches über 2 Jahre dauerte, mit seinen unvergeßlichen Eindrücken, für die mein Gemüt sehr empfänglich war, will ich nicht ausführlicher schildern. Ich lernte verschiedene

Gegenden Deutschlands, die Schweiz und Oberitalien kennen. Den ersten Winter verbrachten wir in eigener Häuslichkeit in Venedig mit meinem lieben Papa zusammen. Das Eigenartige dieser Stadt bezauberte mich förmlich, auch that es meinem kranken Körper unendlich wohl, in der Gondel, von unserm Gondolier Taddeo gerudert, ohne jede Erschütterung über die stille Flut dahinzugleiten und die salzdurchwehte, laue Luft einzuatmen. Hier empfing ich die ersten bleibenden Eindrücke von der herrlichen Baukunst und Malerei und fühlte mein Geistesleben durch alles, was ich sah und hörte, wunderbar bereichert.

Im Frühjahr kehrte mein Vater über Konstantinopel und das schwarze Meer in die Heimat zurück, wir aber zogen abermals nach Kreuznach, und dann zum nächsten Herbst und Winter an den Genfer See, nach Vevey und Montreux.

Ich war nun allgemach 16 $\frac{1}{2}$ Jahr alt geworden, doch hielt man mich meist für ein 13jähriges Kind, meiner kleinen Gestalt und auch der kurzen Röcke wegen, die ich noch trug, da ich durch ein langes Kleid im Gehen mit den Krücken sehr behindert gewesen wäre. Ich selbst fühlte mich auch noch keineswegs in den Kreis erwachsener Mädchen gehörig und kam ja auch selten genug in solche Gesellschaft.

In Vevey trafen wir sehr liebe Freunde aus der Heimat. Eine meiner liebsten Gespielinnen aus meiner Kevaler Lebensperiode brachte diesen Winter mit ihrer

Mutter ebenfalls in Beven zu. Mit ihr zusammen hatte ich nun verschiedene Stunden und verlebte manchen fröhlichen Abend mit ihr, wobei Tante und Mutter in unsern Frohsinn und allerhand jugendlichen Scherz und Spaß fröhlich mit einstimmten.

Ohne daß es so recht in meine Empfindung getreten wäre, war jetzt das Übel in seinem Heilungsprozeß begriffen. Mein Bein war durch das lange Leiden vollständig zusammengezogen, so daß ich auch nicht einmal den Versuch hätte machen können, ob ich mich schon darauf zu stützen vermöge. Im Laufe dieses Winters wurde es nun vermittelst eines Apparats allmählig ausgereckt, und da mir diese Prozedur recht viel Schmerzen verursachte, kam ich immer noch nicht zu der Empfindung, daß sich eine wesentliche Veränderung vollzogen hätte, und gab mich keinen Hoffungsgedanken auf baldige völlige Genesung hin, sondern lebte einen Tag um den andern fort, mich an den freundlichen Sonnenblicken der Gegenwart erfreuend.

Da war endlich das franke Bein so weit ausgereckt und grade, daß ich es auf den Boden setzen konnte. Der Arzt wünschte, ich solle allmählich Versuche machen, es zu gebrauchen, mich darauf stützen, ein paar Schritte gehen. Ach, wie klopfte mein Herz, als ich eines Tages sah, daß es Kraft genug besaß, mich zu tragen. Ich war allein und versuchte die ersten paar Schritte ohne Krücken zu machen, — sie gelangen — ich konnte wieder gehen! Ich dankte und lobte Gott, und die ersten Wochen hindurch, wo ich so das Gehen

nach und nach wieder erlernte, war mir wirklich jeder Schritt ein Hochgenuß ganz eigener Art.

Am Schlusse unsers Aufenthalts am Genfer See brauchte ich meine Krücken nur noch im Freien, im Hause bewegte ich mich schon ohne sie. Als wir im Mai die Schweiz verließen, um vor unsrer Heimkehr noch eine Kur in Kreuznach durchzumachen, ließ ich mein getreues Krückenpaar in Montreux zurück, — und ich schäme mich nicht, einzugestehn, daß ich es zum Abschied küßte, und mir, die ich sonst nicht gleich zu Thränen gerührt war, dabei welche in die Augen traten. Ich fühlte: ich nahm von ein paar guten Freunden Abschied, die mich in mehr als einer Beziehung weiter gebracht hatten, als ich mit meinen eigenen gesunden Kletterbeinen jemals gelangt wäre.

16.

Heimkehr und Schluß.

Nach vollendeter Kur in Kreuznach legte ich auch meinen Stock beiseite, mit dem ich dort angelangt war, und die Kreuznacher, welche mich drei Sommer hindurch elend und gebrechlich, auf die Krücken gestützt, hatten einherhumpeln sehen, blickten nun mit einer Art

Stolz und Selbstgefühl auf mich, und wiesen auf mich hin, als „brillanten Fall“, um andern armen Kranken Mut zu machen.

Mir selbst kam es wie ein Traum und wie ein Wunder vor, als ich nun die oft ersehnte Heimreise antreten durfte, ohne Krücken, ohne Schmerzen, ohne zu hinken, — frisch und gesund wie andere Mädchen von 17 Jahren. Die kurzen Kleider waren mit den Krücken beiseite gelassen, und nun präsentierte ich mich auch äußerlich als ein erwachsenes Mädchen. Das kam mir die erste Zeit ordentlich komisch vor.

Von Lübeck aus gingen wir zu Schiff über Helsingfors nach Reval, von dort mit der Post nach Hause. Wir hatten eine sehr schlechte Überfahrt, die uns zwei Tage länger auf der See hielt, als von Rechts wegen hätte der Fall sein sollen. Mein guter Papa war uns schon nach Helsingfors entgegengeeilt, und hatte sich nicht wenig geängstigt, als das Schiff soviel länger ausblieb, und auch keine Nachricht von uns eintraf. Endlich waren wir da, und mit um so größerer Freude schloß er sein genesenes Kind in die Arme, das von all dem Glück und von Dankbarkeit ganz überwältigt war.

Einige Tage später bogen wir auf den wohlbekannten Waldweg zur alten Heimat ein — und waren noch nicht lange gefahren, als der ebenso wohlbekannte Anblick der „langen Linie“, ganz dicht besetzt mit Geschwistern und andern lieben Personen, unsern Wagen zum Stehen brachte, — und nun ging es an ein Grüßen und Küssen und sich Wundern über das ver-

änderte Aussehen, und dann setzte ich mich mitten unter sie alle auf die „lange Linie“, die nicht ganz so sanft dahinfuhr wie die Gondeln in Venedig, aber mir kam sie bequemer und lieblicher vor, als alle Fuhrwerke der Welt.

Im Haus und Garten fand ich das Meiste ziemlich unverändert, — aber eine große Wandlung war mit dem meist ausgetrockneten Flußbett vorgegangen. Es war tief ausgegraben, und auf dem stattlichen Wasserspiegel, den es vor der Mühle bildete, wiegte sich ein weißes Segelboot wie ein Riesenschwan. Duer über die Wiese aber, wo ich so manches Mal den Schanzenarbeitern ihr Mittagsbrot zugetragen hatte, war jetzt ein bequemer Dammweg aufgeführt, der mir zu Ehren den Namen Elisabethsteg führte, was mich sehr froh und stolz machte. Dies war von meinem ältesten Bruder, der jetzt das väterliche Gut bewirtschaftete, ausgeführt worden und trug nicht wenig dazu bei, die Annehmlichkeiten und den Reiz des ohnehin lieblichen Aufenthalts zu erhöhen, weil dadurch Garten, Wiese und Wald in eins verschmolzen war.

Beim Umherwandern im Garten blickte ich auch zu dem bequemen Ast an der alten Ulme auf, von dem aus ich einst die Geburt des Schwesterchens vernommen hatte, und es regte sich in mir die Lust, mich wieder da hinauf zu schwingen, doch blickte ich auf meine langen Gewänder, und im Gefühle meiner neuen Würde unterdrückte ich diese leichtfertigen Gelüste.

Eines Tages aber saß ich ganz allein unter den Linden, dem hohen Turn-Apparat gegenüber, und die bewußte schräge Leiter war mir zu unwiderstehlich. „Nur ein Mal wieder! nur ein Mal noch!“ rief es in mir — „ich muß sehen, ob es da oben noch ebenso aussieht wie damals.“ Ich blickte mich spähend nach allen Seiten um, — niemand war zu sehen, — schürzte schleunigst mein langes Kleid genügend auf, — und husch! war ich oben. Da saß ich nun wirklich wieder auf der obersten Sprosse, stützte wie früher die Ellbogen auf den Balken und blickte in all das Geäste der nahen Linden hinein. Alles wie vordem rings um mich her, — selbst der eine krumme Ast streckte sich mir entgegen wie damals, als ich mit meinem Gesichtsbuch dagefessen und mir vergebens die Völkerwanderung einzuprägen suchte, und statt dessen Studien über die Lebensgewohnheiten der Staare und Drosseln machte. Alles wie damals, und doch so ganz, ganz anders! Mich erfaßte ein unbeschreiblich wehmütiges Gefühl.

„Es ist ganz, ganz aus mit der schönen Kindheit,“ dachte ich — „und was mag vor mir liegen? Wär' ich doch nicht hinaufgestiegen, hier fühle ich es erst, daß die goldne Zeit für immer verloren ist, für immer.“

Und damit stieg ich ernster und langsamer hinab, als ich hinaufgestiegen war, und das Gefühl halte in mir nach: „deine Kindheit ist jetzt wirklich ganz und für immer dahin.“

Das war aber ein jugendlicher Irrtum von mir. Es geht uns nichts so nach, und lebt nichts so tief in unserm Herzen weiter, als unsre Kindheit. Sie wirft, je nachdem sie gewesen, ihre trüben Schatten oder ihr mildes Licht in unser späteres Leben hinein und giebt die Tonart an, in der dies Leben sich abspielt. Im Sturm und Drang des Kampfes, der großen Schmerzen und Freuden entschwindet jenes Ufer, von dem wir abgestoßen sind, unsern Blicken, — aber wird es stille in uns und um uns her, da taucht es klar und deutlich aus den besänftigten Wogen empor, und wir sehen, daß wir ihm näher geblieben waren, als wir meinten.

Wenn Du bisweilen einen alten Mann, oder eine alte Frau in Gedanken versunken dasitzen siehst, und über das ernste Gesicht geht plötzlich ein helles Lächeln, da kannst Du sicher sein, in den meisten Fällen ist es ein Widerschein aus der frohen Kindheit, der sie erleuchtete. Glückliche, wem, wie mir und meinen Geschwistern, ein helles, erwärmendes Licht aus jenen Zeiten in das spätere Leben hineinstrahlt!

